

1,60 DM / Band 222
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Schlucht der stummen Götter

Belgien F 35 / Frankreich F 4,40 / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 80



Schlucht der stummen Götter

John Sinclair Nr. 222

von Jason Dark

erschienen am 05.10.1982

Titelbild von Kenneth Barr

Sinclair Crew

Schlucht der stummen Götter

Sie hatten ihn gerufen, und er kam!

Er flog hinein in das geheimnisvolle Tal, das sich schmal und dennoch so weit vor seinen Augen ausdehnte, daß irdische Maße nicht ausreichten, um es zu erfassen. Wenn man glaubte, sein Ende zu sehen, dann führte es weiter bis in die Unendlichkeit hinein, wo der seltsame Himmel und der Boden zu einer Einheit verschmolzen.

Dieses Tal lag auch nicht auf der normalen Erde, sondern in einer anderen Welt, einer anderen Dimension und deshalb auch in einer anderen Zeit.

Dabei war es eigentlich zeitlos. Es existierte und würde immer existieren, so schrieben es die Gesetze der Götter. Aus diesem Grund wurde dieses geheimnisvolle, rätselhafte und unbegreifliche Tal auch die Schlucht der stummen Götter genannt.

Hier waren sie begraben, hier warteten sie ab, bis das Ende aller Tage kam.

Die Berge, die das Tal umschlossen, besaßen eine seltsame Form.

Sie waren mit einem normalen Gebirge kaum zu vergleichen, denn ihre Gipfel zeigten sich nicht schräg, schief oder mal weicher, sondern stachen hart und vor allen Dingen steil in eine Luft, die einen grünen Schimmer besaß.

Er lag über allem. Über den Bergen, über dem Tal und über den Spitzen der Berge, die wie schweigende Mahnmale den Weg durch das leere Tal markierten.

Wer hierher kam, der war ein Suchender oder ein Gerufener, wie die einsame Gestalt, die nur als Punkt innerhalb des grünen Himmels zu erkennen war. Ein winziger Fleck in der unendlichen Weite dieser Dimensionen, doch ein Fleck, der sich bewegte und nicht auf der Stelle stehenblieb.

Ein paarmal hatte er seinen Kurs schon geändert, als müßte er noch suchen, dann aber hatte er sein Ziel gefunden, stieß aus der Luft nach unten und steuerte das geheimnisvolle Tal an.

Sie hatten ihn gerufen, er war da!

Das Tal lag vor ihm. Seine Flügel hatte er fast zusammengelegt, die Arme weit ausgestreckt. So ließ er sich tragen und nahm die Atmosphäre auf, die ihm entgegengeweht wurde.

Es war eine seltsame Atmosphäre. Der einsame Flieger merkte, daß hier die Gesetz der Magie galten. Uralt waren sie, älter als die Menschheit. Geisterhafte Stimmen berichteten von fremden Ländern, von anderen Zeiten, von unendlichen Dimensionen. Sie berichteten von einer Zeit, als sie sich noch im Kampf mit den Großen Alten befanden und schließlich aufgeben mußten, weil sich die Lage so zu ihren Ungunsten verändert hatte.

Die Götter gewannen den Kampf nicht, und auch die Großen Alten konnten nicht siegen. Es kam zu einem Unentschieden, das Jahrtausende anhielt, aber jetzt gestört werden sollte, denn die Großen Alten hatten sich schneller erholt als die stummen Götter, die in dieser Schlucht gefangen waren und der Ewigkeit entgegenträumten.

Hilfeschreie waren ausgestoßen und von dem gehört worden, der sich als ihr Sohn bezeichnete.

Die Götter hatten ihn erschaffen, den Göttern mußte er gehorchen, den Göttern würde er gehorchen, denn er war dem Guten zugetan, und er flog hinein in die Schlucht, um sich anzuhören, was ihm seine Schöpfer mit auf den Weg zu geben hatten.

Er erinnerte an eine kupferne Figur, denn wie Kupfer schimmerte auch seine Haut. Übergroß war er, größer als die Menschen, und im alten Atlantis war er der Herrscher der Vogelmenschen gewesen, die

jedoch samt und sonders bei dem großen Kampf umgekommen waren.

Er war ein friedlicher Geist, aber er trug auch ein Schwert bei sich, mit dem er fürchterlich unter seinen Gegnern aufräumen konnte.

Er kannte die normale Welt, er kannte die Welt der Geister. Er hatte die Vergangenheit erlebt und erlebte die Gegenwart. Nur in die Zukunft konnte er nicht schauen, deshalb hatten ihn seine Schöpfer auch gerufen.

Er flog hinein in die Schlucht der stummen Götter und merkte sofort die Strömungen, die ihm entgegengeweht wurden. Sie, die stummen Götter, hatten ihn erschaffen, während zur gleichen Zeit von den Großen Alten der Schwarze Tod erschaffen wurde.

Der Schwarze Tod lebte nicht, er existierte aber weiter und kämpfte gegen das Böse.

Denn er war – der Eiserne Engel!

***

Im Wagen hatten wir ein paar Stunden geschlafen, da wir nicht erst noch nach Darkwater, dem kleinen Ort am See, wollten. Außerdem mußten wir schnell zurück nach London, denn was wir erlebt hatten, war ein seltsames und gefährliches Abenteuer gewesen.

Angefangen hatte es mit Leichenteilenfunden. Sie waren bei Scotland Yard gelandet. Gefunden oder angeschwemmt worden waren sie am Ufer eines kleinen Sees, der nicht nur durch Vertorfung ein schwarzes Wasser besaß, sondern noch ein weiteres Rätsel barg.

Ein Ungeheuer.

Es war kein Wesen der Schwarzen Magie, das will ich mal vorwegnehmen, sondern ein Überbleibsel aus einer Zeit, die Tausende von Jahren zurücklag. Es hatte in diesem See seine Heimat gefunden und ernährte sich von dem, was es bekommen konnte. Und darunter waren auch Menschen.

Wir kämpften gegen das Ungeheuer, besiegten es sogar, doch anschließend trafen wir auf ein zweites Phänomen.

Auf das blaue Skelett![1]

Es war wirklich ein Phänomen, denn es glitt auf einer Barke über den See und seine Knochen schillerten in einem eigentümlichen, dennoch faszinierenden Blau. Das interessierte uns natürlich besonders. Wir verfolgten das Skelett, gelangten zu einer Ruine dicht am Wasser und erlebten dort eine höllische Überraschung. Es gab den Geheimeingang zu einer unterirdischen Höhle. Dort hatte sich das Skelett die Jahrhunderte oder vielleicht noch länger verborgen, um einen sehr wertvollen Schatz zu hüten.

Den Schlüssel zur Leichenstadt.

Es war blauer Kristall, den wir gern gehabt hätten. Vielleicht wäre es uns auch gelungen, aber da gab es zwei Menschen, die in den Strudel

mit hineingerissen worden und geblendet waren.
Beide erwischte es.
Der alte Mann aus dem Dorf wurde ebenso zum Skelett wie die junge Studentin, deren Freundin von dem Ungeheuer getötet worden war. Den Alten hatte die Rache des blauen Skeletts getroffen, weil er uns schon zuviel verraten hatte. Während er starb, befand sich das Mädchen unten in der Höhle bei dem seltsamen Schlüssel zur Leichenstadt und erlebte dessen unheimliche Kraft.
Karen White, so hieß sie, wurde zu einem Monstrum. Sie behielt ihren menschlichen Kopf, der Rest allerdings war ein Skelett.
Wir fanden sie. Tot, meinten die Männer aus dem Dorf, die zusammengelaufen waren. Aber davon konnten sie uns nicht so recht überzeugen. Suko und ich wollten den Fall nicht an die große Glocke hängen. Nachdem ein Kranwagen besorgt worden war, der die Steinplatte wieder auf die Öffnung der Höhle gesetzt hatte, hatten wir die Männer aus dem Dorf weggeschickt und ein wenig geschlafen. Abwechselnd wohlgemerkt, denn einer von uns sollte immer Wache halten, das Skelett mit dem Frauenkopf hatten wir den Männern nicht mitgegeben, es interessierte uns.
Am Morgen erlebten wir einen herrlichen Sonnenaufgang, der uns die Schrecken der vergangenen Nacht erst einmal vergessen ließ. Die Sonne stand hoch über dem See, betupfte ihn auch mit ihren Strahlen, doch sie schaffte es nicht, das dunkle Wasser zu erhellen. Nach wie vor lag die Oberfläche wie ein düsterer Schatten vor uns.
Im Dorf läutete eine Glocke. Die Luft war sehr klar, die Nachtwolken hatten sich aufgelöst, und wir vernahmen den dünnen Klang bis zu uns hin.
Am Seeufer wuschen wir uns. Dabei hielten wir auch Ausschau nach dem zuletzt getöteten Mädchen. Bisher war von ihm nur ein Bein angetrieben worden, wir hatten die Reste des Körpers auch im Maul des Ungeheuers gesehen, so sehr wir jetzt auch über die Wasserfläche starrten, mehr erkannten wir nicht.
Die Leiche blieb verschwunden.
Mit einem kleinen Handtuch trocknete sich Suko das Gesicht ab, bevor er sagte: »Du bist also davon überzeugt, daß dieser Fall hier noch längst nicht beendet ist.«
»So ungefähr.«
»Und wieso?«
»Denk an die Leiche. Ein Skelett mit einem menschlichen Kopf. Ist es wirklich tot, oder befindet es sich in einem magischen Schlaf und wartet nur darauf, daß andere es erwecken?«
Suko nickte. »Möglich. Ich nehme inzwischen auch an, daß dieses blaue Skelett es nicht so weit kommen lassen will.«
»Das könnte gut möglich sein.«

»Und was willst du machen?«

»Es einer Prüfung unterziehen.« Ich streckte die Hand aus, damit Suko mir das Tuch zuwerfen konnte, denn auch in meinem Gesicht rann das Wasser herab.

Wir hatten uns längst umgezogen, denn in der nassen Kleidung konnten wir auf keinen Fall herumlaufen. Da hätte man sich zu leicht eine Lungenentzündung wegholen können.

»Sollen wir es nach London bringen?«

Eine gute Frage hatte Suko da gestellt. Auch mir war der Gedanke schon gekommen, aber ich konnte mich nicht so recht mit ihm anfreunden. Wenn es ein Geheimnis um diese Gestalt gab, dann wollte ich es auch an Ort und Stelle lösen.

Das sagte ich meinem Freund, der sich sehr einverstanden zeigte, denn auch er war dafür.

Wir gingen wieder zu unserem Wagen. Er parkte nahe der Ruine, die im Tageslicht längst nicht so unheimlich wirkte wie in der vergangenen finsteren Nacht. Nichts deutete daraufhin, welch ein Drama hier stattgefunden hatte.

Während ich noch an den Schlüssel zur Leichenstadt dachte, meinte Suko: »Eigentlich habe ich ja Hunger. Ein gutes Frühstück könnte wirklich nicht schaden.«

»Wo willst du denn jetzt was zu essen herbekommen?«

»In Darkwater. Dort gibt es sicherlich anständig was auf den Teller.«

»Denk lieber an den Job.«

Der Chinese grinste. »Das eine braucht das andere nicht auszuschließen, mein Lieber.«

»Mal sehen.« Ich ging um den Wagen herum und schaute mir das Skelett an. Seine Knochen schimmerten in der Tat blau. Nicht mehr so intensiv, wie wir es in der Dunkelheit wahrgenommen hatten, aber der farbige Schimmer war deutlich zu sehen. Schaurig, wie auf dem Knochenhals ein Kopf saß, der ein menschliches Gesicht zeigte.

Ein Frauengesicht. Dunkle Haare, große Augen, die allerdings seltsam verdreht waren, wie man es oft bei Toten sah. Das Haar war braun und bekam einen leicht rötlichen Schimmer, wenn es von Sonnenstrahlen berührt würde. Allerdings wirkte die Haut fahl, und wenn man genauer hinschaute, konnte man auch auf ihr den leicht bläulichen Schatten erkennen.

War Karen White tot oder nicht?

Diese Frage quälte mich, als ich meine Hand ausstreckte und mit den Fingerspitzen die Haut am Gesicht berührte.

Wie bei einer Toten fühlte sich die Haut an. Ebenso kalt und auch irgendwie starr. Ich drückte ein wenig dagegen, spürte darunter auch die Knochen, und als ich meine Hand zurücknahm, blieb an der Stelle, wo ich die Haut berührt hatte, eine kleine Mulde zurück.

Anzeichen, die ich auch von Toten her kannte. Sollte sie doch nicht mehr leben?

Ich richtete mich auf. Sukos Schatten fiel über den meinen. »Woran denkst du, John?«

»Kannst du dir das nicht vorstellen?«

»Klar. Willst du keine Probe machen?«

»Wenn ich das Kreuz nehme, um nachzuprüfen, ob sie wirklich tot ist, kann es mir passieren, daß sie unter unseren Händen zerfällt. Das möchte ich gerade nicht.«

»Dann mußt du eben warten, bis die andere Seite eingreift und sich bereit erklärt, die Knochengestalt wieder ins Leben zurückzurufen.«

»Das kann dauern.«

»Eben.«

Wir befanden uns in der Tat in einer Zwickmühle. Wie wir es auch anpackten, es konnte verkehrt sein, aber Fehler wollten wir auf keinen Fall machen, dazu war der Fall viel zu brisant. Vielleicht erfuhren wir etwas über die geheimnisvolle Leichenstadt.

Gehört hatten wir von ihr. Sie war eine Stadt, die zwischen den Dimensionen oder in einer anderen Dimension lag. Nach dem Untergang des alten Atlantis war sie abgespaltet worden und mit ihr die Bewohner, wobei wir davon ausgehen konnten, daß die Leichenstadt von Wesen der Finsternis bewohnt wurde, von Dämonen, Geistern, Schattengestalten und nicht zuletzt von den Großen Alten, die höchstwahrscheinlich dort regierten.

Es gab auch auf dieser Welt Verbindungen zu der geheimnisvollen Stadt. Eine hatten wir kennengelernt. Einen alten Brunnen in einem spanischen Kastell. Dort hatte sich der Zugang zur Leichenstadt für die Dauer von einer Minute geöffnet. Bevor wir eingreifen konnten, war die Zeit schon vorbei, zudem mußten wir uns um Jane Collins und die anderen Menschen kümmern, die sich innerhalb eines mörderischen Strudels befanden, den wir allein nicht aufheben konnten, so sehr wir uns auch bemühten. Jane hatten wir damals retten können.

Monate später war uns dies nicht gelungen, da war der Geist des unseligen Rippers in sie gefahren, hatte sie zu einer anderen gemacht und sie in den Bann der Oberhexe Wikka geschleudert.

Vorgänge, die allerdings mit diesem Fall hier nichts zu tun hatten, denn leider kämpften wir an mehreren Fronten gleichzeitig, was unser großes Problem war. Hatten wir irgendwo einen Erfolg errungen, so schlug die andere Seite an einer Stelle zu, wo wir es zumeist nicht vermuteten.

»Hast du dich entschieden?« fragte Suko.

Als Antwort holte ich mein Kreuz hervor.

»Also doch«, murmelte mein Freund.

Ich bückte mich und schaute ihm von unten her ins Gesicht. »Nur ein

kleiner Test, keine Sorge.«

Das sollte es wirklich nur werden. Ich wollte sehen, ob diese Gestalt überhaupt auf die Weiße Magie des Kreuzes reagierte, denn nicht alle Wesen taten das.

Das Kreuz war ein christliches Symbol und erst vor rund zweitausend Jahren entstanden. Die Magie, mit der wir es manchmal zu tun hatten, war wesentlich älter, allerdings hatten vier Haupterzengel ihre Zeichen auf dem Kreuz hinterlassen, und der Kampf Gut gegen Böse, der ist schließlich so alt wie die Welt. In der Bibel steht geschrieben, daß der Erzengel Michael am Beginn der Zeiten seinen Gegner Luzifer in die tiefste Hölle gestoßen hat, deshalb hoffte ich, daß mein Kreuz auch gegen Wesen vorging, die älter als 2000 Jahre waren.

Vorsichtig brachte ich das wertvolle Kruzifix in die Nähe des Gesichts. Ich hielt es dabei an seinem unteren Ende fest und beobachtete die Reaktion des Wesens vor mir genau.

Es gab keine.

Kein Zucken des Gesichts, kein Anzeichen, daß es sich erheben würde, einfach nichts.

So wie es war, blieb es vor uns liegen. Da war eben nichts zu machen. Und das Gesicht oder die Knochen mit dem Kreuz zu berühren, das traute ich mich nicht.

»Sieht schlecht aus«, faßte Suko zusammen.

»Kannst du wohl sagen.«

»Und was jetzt?«

»Ich glaube, wir nehmen sie doch mit nach London. Dort kann man sie auch wissenschaftlich untersuchen.«

»Und wir können unterwegs frühstücken.«

»Suko«, sagte ich streng wie ein Oberlehrer. »Dir fehlt heute die sittliche Reife.«

Der Inspektor grinste. »Ja, mir fehlt sie nur heute.«

»Schick deinen Schalk in den Nacken und hilf mir lieber, die Tote in den Wagen zu tragen.«

»Sollten wir zuvor nicht die Hintertür öffnen?«

»Mensch, du bist heute wieder ein Pingel.«

Suko grinste und schloß die Tür auf. Bis zum Anschlag ließ er sie offen, kehrte zu mir zurück, bückte sich, und gemeinsam hievten wir die Gestalt in die Höhe.

Sie war leicht. Ich hatte ihren Kopf umfaßt. Meine Hände hielten das dunkle Haar fest, ich schaute nach unten und sah auf die Knochen, die mich irgendwie an Glas erinnerten.

Das waren meiner Ansicht nach keine normalen Skelettknochen, sondern eher kristalline Gebeine, die bläulich schimmerten.

Und ein Kristall war auch der Schlüssel zur geheimnisvollen Leichenstadt gewesen, das hatten wir noch von dem alten Terrence

mitbekommen, bevor ihn die Rache des blauen Skeletts traf.
Wir verfrachteten unseren Fund vorsichtig in den Fond des Wagens und drückten die Tür zu.
»Auf geht's«, sagte Suko. »Willst du fahren?«
»Wir losen.«
Ich verlor, also mußte ich mich hinter das Lenkrad setzen. Suko freute sich, daß er seine Ruhe hatte.
Ich startete das Fahrzeug. Auf den Wiesen lag noch der nasse Tau der Nacht und der frühen Morgenstunden. Es war wirklich ein friedlicher Morgen, und unsere Abfahrt wurde vom Zwitschern der Vögel begleitet.
»Und wir machen in Darkwater Station?« erkundigte sich Suko noch einmal. »Dann müssen wir den Bentley verstecken. Stell dir mal vor, die Leute sehen, was wir transportieren.«
»Ja, da hast du auch recht.«
Wir erreichten die Straße und bogen nach rechts ab. Von Darkwater kommend begegnete uns eine Frau. Sie saß auf einem Fahrrad und warf dem Silbergrauen einen erstaunten Blick zu. Dann stemmte sie sich in die Pedale, wobei sie zusah, zwischen sich und uns eine möglichst große Entfernung zu bringen.
»Der hast du bestimmt Angst eingeflößt«, meinte Suko.
»Oder umgekehrt.«
Die Straße an diesem Teil des Sees entlang war zum Glück geteert. Wir brauchten nicht über Schotter zu fahren, wie es uns auf der Hinfahrt passiert war.
Mal konnten wir den See sehen, dann wieder nicht. Je nach dem, wie die Kurven verliefen.
Vom anderen Ufer her grüßten die Cumberland Mountains, eine Mittelgebirgskette, die den Nordwesten Englands durchzieht.
Bis zum Dorf waren es einige Meilen. Hin und wieder sahen wir zumindest den Kirchturm, der alle anderen Bauten überragte. An sich rechneten wir nicht mit Schwierigkeiten, obwohl wir eine sehr seltsame Fracht transportierten.
Doch unsere Gegner hatten nicht geschlafen. Sie bewiesen uns, daß sie nicht nur in der Dunkelheit angriffen, sondern auch am Tage aktiv waren. Es begann damit, daß Suko einen Blick an mir vorbei auf den See warf. Seine Augen verengten sich, und er stieß ein unwilliges Geräusch aus.
»Was hast du?«
»Schau mal zum See rüber. Wenn mich nicht alles täuscht, schwebt da ein blauer Schein über dem Wasser.«
Ich fuhr langsamer und riskierte einen Blick.
Suko hatte sich nicht geirrt. Da hatte sich in der Tat ein blauer Schein gebildet, und er stand über dem Wasser. Nein, jetzt nicht mehr,

denn er bewegte sich.
»Der will zu uns«, sagte mein Freund.
»Ich halte an.« Mir war es zu riskant, jetzt noch weiterzufahren, schließlich wußten wir nicht, ob das Skelett, das sicherlich kommen würde, es auf uns oder das Mädchen abgesehen hatte. Wenn ja, dann wollten wir wenigstens kampfbereit sein und uns nicht auf die Autofahrt konzentrieren müssen.
An einer günstigen Stelle, von der aus wir eine relativ gute Sicht zum See hin hatten, stoppte ich den Wagen.
»Aussteigen?« fragte Suko.
»Laß uns erst mal sitzenbleiben.«
Also warteten wir ab.
Der blaue Schein näherte sich dem Ufer. Als er in den Bereich der vom Himmel herabfallenden Sonnenstrahlen geriet, da glänzte er für einen Moment regelrecht auf und war wenig später wieder normal, als er die Strahlen verlassen hatte.
Immer schneller wurde er und näherte sich dem Ufer.
»Der hat es aber eilig«, murmelte Suko.
»Raus aus der Karre.« Ich stieß schon die Tür an meiner Seite auf, lief hastig zum Heck des Bentley und öffnete den Kofferraum. Aus dem Einsatzkoffer holte ich den silbernen Bumerang, eine sehr gute Waffe, die aus den letzten Seiten des Buchs der grausamen Träume entstanden war.
Wenn wir eine Chance haben wollten, das Skelett zu besiegen, dann mußte es durch den Bumerang klappen, davon war ich fest überzeugt.
Suko hatte das Fahrzeug auch verlassen. Ich hockte neben dem rechten hinteren Kotflügel, während sich der Chinese einen anderen Platz ausgesucht hatte. Vorn am Wagen befand er sich und hatte hinter dem Kotflügel an der Beifahrerseite Schutz gefunden.
So lauerten wir.
Da wir uns geduckt hatten, konnten wir das Skelett nicht sehen, aber wir bemerkten sein Näherkommen sehr wohl, denn der blaue Schein glitt dem Wesen voran.
Geisterhaft strich er über den mit Gras bedeckten Boden und verteilte sich auch auf den zahlreichen Büschen. Zwar nicht so intensiv wie in der Nacht, daran trug sicherlich die Helligkeit schuld, daß das blaue Licht nicht mehr so wirkte.
Welche Magie steckte in dem uralten Wesen? Bisher hatten wir nichts darüber herausfinden können, und ich spürte, wenn ich ehrlich sein sollte, eine leichte Beklemmung. Sie hatte mich einfach überkommen, ändern konnte ich daran nichts.
Das Skelett und damit der blaue Schein kam immer näher. Jetzt wurde er auch intensiver, und er konnte seine Magie voll ausspielen. Wir lernten ihn von einer völlig neuen, unwahrscheinlichen Seite her

kennen und kamen uns vor wie Statisten in einem geheimnisvollen Fantasy-Film.

Dort, wo das blaue Licht die Büsche berührte, löste es sie kurzerhand auf.

Ja, sie verschwanden vor unseren Augen. Zurück blieben nur schwarze, wie verbrannt wirkende Flecken.

Keine Büsche mehr, keine Sträucher. Das blaue Licht schnitt eine Schneise in die Natur.

Der gesamte Vorgang lief in einer unheimlichen Lautlosigkeit ab.

Obwohl er für uns eine Gefahr darstellte, war ich irgendwie fasziniert und konnte nicht anders, als nur schauen.

Noch ein paar Schritte, dann hatte es den Rand der Straße erreicht. Wie von Geisterhänden herausgezupft, verschwand das Gras, und ich merkte, wie mir eine Gänsehaut über den Rücken rann.

Suko mußte es ähnlich ergangen sein, denn ich hörte ihn fragen:

»Sollen wir überhaupt hierbleiben?«

»Warte noch!«

Bisher hatte ich das Skelett nicht richtig gesehen, ich wollte es aber erkennen, kam etwas höher und hockte jetzt wie ein Läufer am Start, wobei ich mit der rechten Hand noch mein Kreuz umklammert hielt.

Noch war nur der blaue Schein zu sehen, das Skelett mußte sich schräg von ihm aufhalten und befand sich etwa dort, wo die Büsche es noch vor einer Sicht schützten.

Dann erreichten die ersten Ausläufer des Scheins die Straße.

Wurde die Teerdecke auch weggeschmolzen?

Nein, sie blieb.

Dafür sah ich das Skelett.

In der Nacht war es mir schon unheimlich vorgekommen, und es hatte auch bei Tag nichts von seiner schaurigen Wirkung verloren.

Die Knochenteile leuchteten intensiv, sie strahlten von innen her, gaben das Licht weiter, und ich sah, daß sich zur vergangenen Nacht doch etwas verändert hatte.

Das Skelett hielt etwas in seinen knochigen Fingern.

Für einen Moment schaute ich genau hin und erkannte den Kristall, der am hellsten leuchtete, wobei er mich an einen breiten, oben spitz zulaufenden Bleistift erinnerte.

Das war der Schlüssel zur Leichenstadt! Und das Skelett besaß ihn.

»John, wir können nicht bleiben.« Sukos Stimme klang gepreßt.

Auch ich spürte, daß sich hier etwas Unheimliches tat. Da waren die fremden Gedanken in meinem Kopf, ein regelrechter Wirrwarr, den ich nicht lösen konnte.

Ich spürte nur das Brausen und hatte das Gefühl, mein Kopf wäre um das Doppelte angeschwollen.

Hastig preßte ich das Kreuz gegen die Stirn.

Die Gedanken und Stimmen verschwanden. Ich sah wieder klar und dachte sofort an meinen Freund Suko, der dieses Schutzmittel nicht besaß. Das Skelett ließ ich Skelett sein, lief um den Wagen herum und sah schon Sukos Beine über das Vorderrad hinwegragen.

Der Chinese war zu Boden gegangen.

Ich beeilte mich noch mehr, stand schließlich neben ihm und schaute in sein bleiches Gesicht.

Hatte das blaue Skelett es geschafft, meinen Freund zu töten?

Hastig bückte ich mich und drückte ihm ebenfalls das Kreuz auf die Stirn. Aus dem halb geöffneten Mund meines Freundes drang ein Stöhnlaut. Bisher hatte er die Augen geschlossen gehalten, jetzt öffnete er sie und schaute in mein Gesicht.

»Verdammt, John, was…«

»Keine Reden jetzt. Wir müssen in Deckung.«

Suko rollte sich auf die Seite und wollte aufstehen. Ich half ihm, auf die Füße zu kommen. Vornübergebeugt stand er, schüttelte den Kopf und holte tief Luft.

Hastig zog ich ihn zur Seite.

Wir hatten einen Zeitverlust von einigen Sekunden hinnehmen müssen, das Skelett konnte seine Aktivitäten ungestört fortsetzen, was es auch tat.

Allerdings auf eine Art und Weise, die uns buchstäblich die Haare zu Berge stehen ließ…

***

Butterweich landete der Eiserne Engel auf dem Boden des seltsamen Tals, die auch Schlucht der stummen Götter genannt wurde.

Obwohl er von der Körpergröße gewaltig war, wirkte er doch zwischen den schlanken, hohen Bergen wie ein Zwerg. Ein Verlorener in der Einsamkeit des Tals.

Er blieb nicht stehen, sondern ging vor. Dabei bewegte er sich mit einer Ehrfurcht, die dieser Gegend würdig war. Er wußte genau, daß er an der Quelle seiner Erschaffung stand, und daß dieses Tal vom Geist der stummen Götter durchweht wurde.

Gerufen hatten sie ihn, und sie würden sich melden, damit rechnete er.

Sein kupferfarben schimmerndes Gesicht zeigte eine asketische Form. Er wirkte wie eine zum Leben erweckte Statue, die Haut glänzte, und er trug eine eng auf den Körper gepreßte Kleidung, die tatsächlich wie Eisen aussah.

Der Boden der Schlucht war glatt. Kein Staubkorn wurde hochgewirbelt, als der Eiserne Engel über ihn schritt. Links und rechts von ihm stießen die Felswände steil in die Höhe, liefen dicht über dem Gipfel zusammen und vereinigten sich zu den harten, hoch in den

grünlichen Himmel stechenden Spitzen.

Kein Windhauch regte sich. Die Luft lag wie flüssiges Blei in der Schlucht, und hier herrschte in der Tat die absolute Stille. Es war die Ruhe der Ewigkeit, die nur von den Schritten des Ankömmlings unterbrochen wurde, der allerdings stoppte, als er die flüsternde und wie ein Windhauch in die Schlucht fahrende Stimme vernahm.

»Sei gegrüßt, unser Sohn!«

Der Eiserne Engel blieb stehen. In seinem kupferfarbenen Gesicht zuckte es für einen Moment, dabei schienen sich die Wangen zusammenzuziehen, und er beugte seinen Oberkörper vor, um sich zu verneigen, denn er hatte die Stimme sehr wohl erkannt.

Sie gehörte seinem Vater…

Einem Geist, der seit Millionen von Jahren schon existierte, aber zurückgeworfen war in die Schlucht der stummen Götter, um hier tatenlos zusehen zu müssen, wie das Böse immer stärker um sich griff. Nicht umsonst hatte er den Eisernen Engel erschaffen, denn er sollte seine und ihre Botschaft des Friedens weitertragen.

»Ich freue mich, daß du unserem Ruf gefolgt bist«, vernahm er abermals die Stimme des Vaters.

»Es war für mich eine Ehre, hierherkommen zu dürfen«, erwiderte der Eiserne.

»Es ist an der Zeit, daß wir mit dir reden, Sohn, denn die Vorzeichen haben sich verändert.«

»Ich weiß es. Auch ich habe gemerkt, daß die schwarzen Gesetze immer mehr Gültigkeit bekommen und der Einfluß der Großen Alten sowie der Leichenstadt stärker wird. Sie machen sich bereit.«

»Einen haben sie schon geschickt!«

»Wer ist es?«

»Ich sage dir den Namen später. Nur soviel will ich verraten. Es ist ein unheimlicher Götze, der in uralter Zeit Menschenopfer angenommen hat und den wir nicht mehr besiegen konnten, weil der Untergang zu schnell kam. Heute hätten wir eine Möglichkeit, aber heute sind wir gefangen. Sieh dich um, und du wirst erkennen, wie man uns gequält und gedemütigt hat!«

Der Eiserne Engel befolgte den Rat. Nicht hektisch, sondern langsam und allmählich wandte er den Kopf.

Er schaute sich die hohen Felswände an, und er sah, wie sie sich veränderten. In das Gestein kam Bewegung. Es weitete sich an einigen Stellen, an anderen wiederum zog es sich zusammen.

Schlieren liefen ineinander, so daß sich aus den Felsen etwas herausformte.

Es waren Gesichter!

Uralte Gesichter – traurige Gesichter mit müden Augen, versteinerten Mündern und Lippen.

Steine, die lebten.

Götter…

Diesmal stand er Eiserne Engel tatsächlich wie eine Statue auf dem Fleck. Er blickte voller Ehrfurcht auf die, die ihn geschaffen hatten, und in seine Augen trat ein seltsames Leuchten. Sie konnten nicht zu ihm kommen, doch er spürte die Sympathie und die Liebe, die ihm von den Göttern entgegengebracht wurde.

Diesmal waren die Götter nicht stumm. Heute konnten sie reden, aber es würde ihnen nie gelingen, den Bann der Felsen zu lösen. Sie konnten nur ihre Gesichter zeigen und dem Eisernen Engel, ihrem Sohn, damit beweisen, daß sie noch vorhanden waren.

»Ich weiß, daß ich tief in eurer Schuld stehe«, sagte der Eiserne.

»Sehr tief sogar, und ich werde alles daransetzen, um einen kleinen Teil dieser Schuld abzutragen. Ihr habt mich erschaffen, euch verdanke ich meine Existenz, deshalb sagt mir, was ich tun soll, um die Feinde zu besiegen.«

Da war wieder die Stimme seines Vaters. Sie klang genau vor ihm auf und drang aus einem Mund, der zu einem uralten Gesicht gehörte, das mit Falten übersät war, die sogar innerhalb des Gesteins zu sehen waren.

Auf dem kupferfarben leuchtenden Gesicht des Eisernen Engels zeichnete sich die Qual ab, die er empfand, als er seinen Schöpfer, den Vater, so sah. Denn in diesen Augenblicken mußte der Eiserne Engel einsehen, daß er und seine Schöpfer verloren hatten. Die Geister waren Gefangene einer Ewigkeits-Magie, sie konnten nicht mehr aktiv in den Kampf mit eingreifen, sondern nur Ratschläge geben, wie sich die Wesen zu verhalten hatten, die für die Sache des Lichts stritten.

»Du weißt, mein Sohn, daß die alten Zeiten nicht mehr zurückkehren. Wir sind die Gefangenen und werden es auch bleiben. Zusammen mit den Großen Alten sind wir in verschiedene Welten geschleudert worden, allerdings gelang es unseren Gegnern, sich einen großen Teil der Freiheit zu erhalten. Sie bilden innerhalb der Leichenstadt ein festes Gefüge und lassen sich von keinem mehr einschüchtern. Sie haben die Angst der letzten 10.000 Jahre abgeschüttelt, jetzt machen sie sich daran, die Menschheit zu unterjochen. Dies ist allerdings mit großen Schwierigkeiten verbunden und kann nur schrittweise ablaufen. Auch die Leichenstadt ist bestimmten magischen Gesetzen und Ritualen unterworfen, so daß es ihr und ihren Bewohnern nicht möglich ist, sie ohne weiteres zu verlassen. Eine Vorhut wurde bereits ausgeschickt. In einem Land, das die Menschen Spanien nennen, haben vier Dämonen aus der Geisterstadt bewiesen, zu wessen sie alles fähig sind. [2] Zum Glück haben John Sinclair und sein Freund Suko es verhindert, wie du sicherlich weißt, mein Sohn.«

»Ja, Vater.«
»Damit haben die Mächtigen der Leichenstadt noch längst nicht aufgegeben. Nicht ohne Grund hinterließen sie auf dieser Welt zahlreiche Spuren. Man muß sie nur zu finden wissen und natürlich nach ihnen suchen. Eine Spur ist der geheimnisvolle Brunnen, dessen Magie allerdings jetzt verschlossen bleibt. Doch es wurde eine weitere gefunden. In einem Land, das die Heimat des John Sinclair ist, gibt es einen Kristall. Es ist der magische Schlüssel zur Leichenstadt. Er ist jetzt frei, das konnten wir erfahren, und wir möchten, daß du den Schlüssel an dich nimmst. Wer ihn besitzt, kann die Leichenstadt betreten.«
»Ist der Schlüssel gesichert?« fragte der Eiserne Engel.
»Ja, der Kristall war gesichert. Seinen Hüter nannte oder nennt man das blaue Skelett: ein ehemaliger Fährmann, der Menschen getötet und ausgeraubt hat. Die Schätze hat er dort vergraben, wo auch der Schlüssel zur Leichenstadt lag. Er geriet in den Bann dieses Kristalls, wurde zum Skelett und gleichzeitig dazu verdammt, für immer zu leben und den Schlüssel so lange zu bewachen, bis ihn ein anderer an sich nimmt. Dieser Schlüssel ist einer der wenigen Verbindungsglieder zwischen der normalen Welt und der Leichenstadt.«
»Dann trägt das blaue Skelett jetzt den Schlüssel noch immer bei sich?« vergewisserte sich der Eiserne Engel.
»Noch, aber er wird ihn nicht mehr lange behalten. Auch die Dämonen der Leichenstadt wissen inzwischen, daß sich die Vorzeichen geändert haben. Es ist ihnen bekannt, daß der Kristall nicht mehr verborgen liegt, sondern herumgetragen wird. Das ist natürlich ein gefährliches Vorhaben, zu leicht kann es anderen gelingen, in den Besitz des Schlüssels zu kommen. Zwar benötigt man einen Zauberspruch, um in die Leichenstadt zu gelangen, aber auch dieser Spruch läßt sich finden. Leider ist uns nicht bekannt, wo er verborgen liegt, allein seine Existenz bedeutet eine Gefahr für die Großen Alten, deshalb haben sie reagiert und einen der Ihren losgeschickt, um zu verhindern, daß der Schlüssel in die falschen Hände gerät.«
»Wer ist es?« fragte der Eiserne Engel.
»Kalifato!«
»Der Todesbote?«
»Ja, sie nennen ihn so, denn überall, wo er auftritt, bringt er den Tod. Er gehört zu den sehr gefährlichen Dämonen und hat schon vor über 10.000 Jahren Angst und Schrecken verbreitet. Kalifato wird freikommen, vielleicht ist er schon frei, und es soll deine Aufgabe sein, ihn zu stoppen. Es wird schwer, denn er kann sich mit dem blauen Skelett verbünden. Du wirst kämpfen müssen wie selten, und du darfst ihn auf keinen Fall unterschätzen, denn er ist prall gefüllt mit der

Magie der Großen Alten.«

»Ich werde mich ihm stellen!« versprach der Eiserne Engel mit lauter Stimme und legte seine Hand auf den Griff des Schwertes, das er in einer Scheide an der linken Seite trug.

»Ja, wir bewundern deinen Willen und haben auch nichts anderes von dir erwartet«, bekam er zur Antwort, »aber denke immer an Kalifato und unterschätze ihn auf keinen Fall. Daß er selbst kommt und keiner der niederen Dämonen aus der Leichenstadt, beweist, wie sehr die Großen Alten daran interessiert sind, den Schlüssel wieder in ihre Hände zu bekommen, auch wenn sie damit einen Weg von der normalen Welt zur Leichenstadt hin verschließen.«

»Ihr braucht euch nicht zu sorgen, auch du nicht, Vater. Ich werde vorsichtig sein, das verspreche ich euch. Kalifato wird und er darf keine Chance bekommen.«

»Er wird sie sich holen«, erklang dumpf und irgendwie deprimierend die Stimme des Versteinerten. »Ich spüre es. Ich spüre ihn. Ich merke seine Magie, glaub mir…« Die Stimme verstummte, und der Eiserne Engel sah sehr wohl, daß etwas geschehen war. Es hatte einen Einbruch gegeben, irgend etwas störte die schlafenden Götter, eine andere Magie, eine böse, eine fremde …

Die Gesichter, die groß und gewaltig in den Felswänden zu sehen waren, veränderten sich. Auf den Zügen zeichnete sich der Schrecken ab, den sie empfanden, denn da war etwas, das sie spürten, aber noch nicht sahen. Da rollten wie aus Stein wirkende Augen in den Höhlen, und deutlich war die Furcht darin zu erkennen.

Keinen Laut vernahm der Eiserne Engel, aber er spürte plötzlich den Hauch der Gefahr, der durch die Schlucht geweht wurde. Etwas ungeheuer Böses war im Anmarsch, drang tief ein in die Schlucht und kam immer näher.

Gefahr!

Der Eiserne Engel drehte sich. Er schaute dorthin, wo die Schlucht in ein Niemandsland auslief.

Und dort sah er ihn.

Kalifato!

***

Ich hatte meinen Freund Suko, der noch immer leicht angeschlagen wirkte, vom Bentley weggezogen. Das blaue Skelett jedoch hatte das Gegenteil von dem getan.

Es erreichte den Wagen.

Die unheimliche Gestalt stand an der Fahrerseite. Sie kümmerte sich überhaupt nicht um uns, sondern stieg in den Wagen, ohne die Tür zu öffnen.

Durch das Metall!

Unwahrscheinlich. Suko hatte es ebenfalls gesehen, und wir bekamen beide vor Staunen den Mund nicht mehr zu.

So etwas hatten wir noch nie in unserem Leben gesehen. Das war unwahrscheinlich – Zauberei, Magie…

Und weil wir so geschockt waren, kamen wir auch nicht dazu, Gegenmaßnahmen zu ergreifen. Wir standen einfach da und staunten, wobei sich das Skelett noch immer nicht um mich kümmerte. Es hatte in unserem Bentley Platz genommen und saß sogar hinter dem Lenkrad, wobei es die blau schimmernden, knöchernen Fäuste um den Steuerring geklammert hielt.

Fehlte nur noch, daß es wegfuhr.

Kaum hatte ich den Gedanken beendet, als ein Zittern durch die Karosserie des Wagens lief. Der Motor lief.

Aber konnte ein Skelett autofahren?

Nein, das schaffte es nicht, doch es beherrschte die Schwarze Magie, und die setzte den Wagen in Bewegung.

Der Bentley rollte an.

Dies verdammt schnell. Mir fiel plötzlich ein, daß wir genau vor der Kühlerschnauze lagen und wegmußten, wollten wir nicht von unserem eigenen Wagen überrollt und getötet werden.

Auch Suko hatte bemerkt, welche Gefahr sich anbahnte. Er sprang plötzlich hoch, hechtete zur Seite, erreichte den Boden, überschlug sich dort, und ich spritzte zur anderen Seite, nach links.

So ganz schaffte ich es nicht mehr. Ich merkte noch den Schlag, den mir die Stoßstange des Wagens am hochgezogenen Fuß versetzte, prallte ebenfalls zu Boden, überschlug mich, war aber sofort wieder auf den Beinen und schaute dem Bentley nach.

Durch die große Heckscheibe konnte ich in den Wagen hineinblicken. Er war vom blauen Licht des Skeletts erfüllt, und in diesem Schein sah ich auch die Bewegung.

Allerdings nicht die des fahrenden Skeletts, sondern eine Bewegung der veränderten Karen White.

Sie war doch nicht tot.

Auf dem Rücksitz hatte sie sich aufgerichtet und starrte durch die Scheibe. Ich glaubte sogar, daß sich ihr Gesicht zu einem Grinsen verzogen hatte.

Das alles hatte ich innerhalb von höchstens drei Sekunden wahrgenommen, einer Zeitspanne, in der das Fahrzeug schon einen guten Vorsprung bekommen konnte, was Suko allerdings auf keinen Fall zulassen wollte, denn er startete wie ein Sprinter hinter dem Wagen her, und er legte alles hinein, was er zu geben hatte.

Ich rannte ihm nach, stellte allerdings nach zwei Schritten fest, daß mein rechtes Bein nicht so wollte wie ich. In Höhe der Wade schmerzte es, denn dort hatte mich der Schlag mit der Stoßstange

getroffen. Hart biß ich die Zähne zusammen, mußte dann stehenbleiben und schob mein Hosenbein hoch.

Auf der Haut zeichnete sich bereits eine graublaue Verfärbung ab, wahrscheinlich hatte ich eine kleine Prellung oder einen winzigen Bluterguß mitbekommen.

Ich wollte wieder hoch, doch mitten in der Bewegung erstarrte ich, denn es war ein Wort an meine Ohren gedrungen, das Suko gerufen hatte und das ganz bestimmte Reaktionen auslöste.

»Topar!«

***

Kalifato!

Ein Name, vor dem selbst die stummen Götter Angst hatten. Der Todesbote wurde er genannt, und er hatte die Leichenstadt verlassen, um in die Schlucht der stummen Götter einzudringen, womit er bewies, daß es für ihn keine Hindernisse gab.

Die Gesichter der stummen Götter waren wieder zu Stein erstarrt.

Nichts regte sich in den Zügen, doch die Angst war weiterhin darin geblieben.

Konnte Kalifato den Kampf jetzt schon für sich entscheiden, oder blieb der Eiserne Engel Sieger?

Es war lange her, daß der Eiserne diesen unheimlichen Dämon gesehen hatte, aber er sah nach wie vor so aus, wie er immer ausgesehen hatte.

Unverändert grausam…

Ein gewaltiges Gesicht schwebte zwischen den hohen Wänden der geisterhaften Schlucht. Es war so breit, daß es genau die Distanz einnahm und in der Höhe eine unüberwindliche Barriere bildete.

Nur der Kopf war von ihm zu sehen, er jedoch reichte, denn ein unbeschreiblich grausamer Ausdruck lag auf diesem Gesicht.

Auf dem Schädel wuchsen keinerlei Haare. Der Kopf war kahl, zeigte allerdings eine schwarze Fläche, und erst an der Stirn nahm die Haut einen anderen Farbton an.

Grünlich wie die Felsen, zwischen denen er steckte, schimmerte er. Das Gesicht hatte menschliche Formen und erinnerte irgendwie an eine chinesische Maske. Die Nase war sehr breit, als hätte jemand darauf geschlagen. An ihrem oberen Ende und rechts sowie links davon saßen die beiden Augen. Sie waren geschwungene Schlitze, die fast bis zu den seltsamen Ohren reichten. Übergroß präsentierten sie sich, wobei sie fast die Hälfte des riesigen Kopfes einnahmen, und an ihrem oberen Ende liefen sie spitz zu. Der Mund zeigte dicke, grausame Lippen, unter denen das Kinn flach abfiel. Vielleicht war es Blut, vielleicht nur Farbe. Auf jeden Fall wies die Gesichtshaut geschwungene Linien auf, die in der Tat wie eingetrocknetes Blut

schimmerten und auch über die blassen, kaum zu erkennenden Lippen liefen, wobei sie die riesigen Ohren erreichten.

Ja, das war Kalifato, einer der Großen Alten. Ein mächtiger Urzeit-Dämon, und selbst der mutige Eiserne Engel spürte so etwas wie Unbehagen, als er diesen Gegner vor sich sah.

Aber es gab für ihn kein Zurück. Er hatte den Göttern einen Schwur geleistet, den wollte und würde er erfüllen. Nichts, keine Drohung konnte ihn von seinem Kampf mehr abhalten.

Deshalb zog er sein Schwert mit der langen Klinge und hielt die Spitze drohend gegen das unbeweglich zwischen den Felsen stehende Gesicht gerichtet.

»Kalifato!« schrie er dem Riesenkopf entgegen, »ich warne dich. Du wirst dieses heilige Gebiet nicht betreten, denn ich werde es verteidigen, bis kein Leben mehr in mir ist!«

Die Worte waren laut gesprochen worden, und sie hallten durch die Schlucht, bevor sie als Echo verrollten, aber sie mußten von Kalifato gehört worden sein, denn seine wulstigen Lippen innerhalb des Gesichts verzogen sich.

Eine andere Reaktion war bei ihm nicht festzustellen. Er wollte und konnte auch nicht mehr, denn die Schlucht der stummen Götter waren für ihn eine Tabuzone.

Sein Gesicht, das so plötzlich erschienen war, verblaßte auch wieder. Dies geschah sehr langsam. Der Eiserne Engel bekam es in allen Einzelheiten mit.

Zunächst verschwanden die Wangen, dann die Stirn, mit ihr die gewaltigen Ohren, und anschließend war von Kalifato nichts mehr zu sehen.

Frei lag die Schlucht vor den Augen des Eisernen, der sein Schwert wieder wegsteckte.

Die Gefahr war gebannt. Kalifato konnte nichts mehr tun. Daß er aber ein ungemein starker Dämon war, hatte er bewiesen. Bis fast in die Schlucht hatte er sich hineingetraut und sich dicht an der magischen Sperrzone aufgehalten.

Jetzt lag die Schlucht wieder frei vor den Augen des Eisernen Engels. So wie es auch sein sollte.

Sein Körper spannte sich. Er hob die breiten Schultern und stellte sich wieder so hin, daß er auch seinen Schöpfer anschauen konnte.

Noch immer zeigten die Gesichter der stummen Götter einen steinernen Ausdruck, nur allmählich begann er sich wieder aufzulösen, und auch die Lippen öffneten sich, so daß Worte gesprochen werden konnten.

»Du hast ihn gesehen. Er hat die Leichenstadt verlassen«, sagte der Vater des Eisernen. »Und er wird in die normale Welt eindringen, um Schreckliches zu vollbringen. Deshalb spute dich. Halte dich nicht

länger hier auf, sondern stelle ihn dort, wo er versucht, das Unheil zu bringen. Stoppe den Todesboten!«

Abermals neigte der Eiserne Engel sein Haupt. »Ich werde mich an deine Worte halten, und ich schwöre dir, daß ich ihn stoppen werde. Er soll nicht dazu kommen, die Menschen ins Unglück zu reißen. Nicht Kalifato, davor stehe noch ich…«

»Möge der unendlich Weise und Gütige dich beschützen«, hörte er die Stimme. »Möge derjenige seine Hand schützend über dich halten, der mehr ist, als wir alle zusammen es je sein werden und der die Kraft der Ewigkeit besitzt…«

Es waren die letzten Worte, die der Steinerne seinem Sohn mit auf die lange Reise gab.

Der Eiserne Engel wandte sich ab. Er breitete seinen Flügel aus und stieß hinein in den grünlich schimmernden Himmel über der Schlucht, ohne sich ein einziges Mal umzuschauen.

Er sah auch nicht die gläsernen Tränen, die aus den Augen der steinernen Gesichter rannen…

Die stummen Götter weinten um ihren Sohn und um die Menschheit…

***

Suko sah nicht ein, daß das blaue Skelett und seine Dienerin auf so billige Art und Weise entkamen. Er wollte sie stoppen. Normalerweise ist es unmöglich, einen schon fahrenden und sich noch weiter beschleunigenden Wagen einzuholen, aber Suko dachte nicht im Traum daran, aufzugeben. Er hielt noch einen Trumpf in der Hinterhand. Das war sein von Buddha geerbter Stab, mit der er die Zeit für fünf Sekunden anhalten konnte, wenn er ein bestimmtes Wort rief. Und fünf Sekunden mußten ihm reichen, um den Wagen einzuholen.

Während der Chinese alles in seinen Spurt hineinlegte und seine Füße kaum den Boden zu berühren schienen, zog er seinen Stab, den er immer bei sich trug.

Und er rief das Wort. Er schrie es sogar. All diejenigen Lebewesen, die der Schrei erreichte, erstarrten für fünf Sekunden in der Bewegung. Sie konnten sich nicht mehr rühren, wurden zu Statuen und bewegten sich erst dann weiter, wenn die Zeitspanne um war.

Nur den Träger des Stabs traf dieses Phänomen nicht. Er konnte als einziger weiterlaufen.

Das tat Suko.

Während um ihn herum die lebenden Personen zu Denkmälern wurden, und auch der Bentley nicht mehr weiterfuhr, hetzte der Inspektor mit gewaltigen Schritten auf den Silbergrauen zu. Er wollte und mußte ihn erreichen, noch bevor die Zeitspanne vorbei war.

Der Wagen wurde größer – aber auch die Zeit verrann.
Drei Sekunden waren schon um.
Noch einmal streckte sich der Körper des Chinesen. Suko holte alles aus ihm heraus, und er befand sich vielleicht noch drei Yards von dem Fahrzeug entfernt, als der Bentley wieder anrollte. Der Chinese nahm noch das Gesicht des Mädchens wahr, das hinter der Heckscheibe deutlich hervorstach.
Da rollte der Silbergraue weiter. Und er fuhr in dem Tempo an, das er auch vor dem Stillstand besessen hatte.
Auch Suko rannte. Sein Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck, er kämpfte sich vor, und das unmöglich Scheinende gelang ihm tatsächlich.
Suko erreichte den Wagen!
Nicht normal, auch nicht im Lauf, er mußte tatsächlich zu einem verzweifelten Hechtsprung ansetzen, knallte auf die Kofferraumhaube, und jetzt begann das, was Stuntmen nur im Film brachten.
Verzweifelt versuchte der Chinese sich festzuklammern. Er breitete die Arme aus, wollte Halt finden, suchte nach Ecken und Kanten, doch immer wieder rutschte er ab.
Auch der unheimliche Fahrer mußte bemerkt haben, wer ihm da auf der Haube saß, das Skelett mit dem Frauenkopf ebenfalls, denn es hatte seine Arme ausgestreckt und die gespreizten knöchernen Finger von innen gegen die Scheibe gepreßt.
Die Straße war ziemlich eng. Große Schlenkmanöver konnte der Fahrer nicht durchführen, er wußte sich auch anders zu helfen.
Vielleicht hatte er die Bremse getreten, vielleicht auch nicht. Er lenkte alles durch Schwarze Magie.
Auf jeden Fall wurde der Bentley langsamer.
Er bremste scharf ab.
Damit hatte Suko zwar gerechnet, sich allerdings nicht darauf eingestellt. Das Manöver kam zu plötzlich, und es erfaßte auch ihn.
Zuerst rutschte er nach vorn. Da er keinen festen Halt besaß, konnte er sich auch nicht abstützen. Es gelang ihm nur noch, den Arm anzuwinkeln und ihn so zu halten, daß er nicht mit dem Gesicht zuerst gegen die Heckscheibe krachte.
Da erfolgte schon der Aufprall, gleichzeitig setzte die gegenteilige Reaktion der Bremswirkung ein. Suko wurde nicht mehr nach vorn, sondern zurück geschleudert, und der Chinese verließ die Kofferraumhaube, wie vom Katapult abgefeuert.
Das alles bekam ich ebenfalls mit, denn auch bei mir war die Fünf-Sekunden-Lähmung verschwunden.
Ich sah den Körper meines Freundes durch die Luft wirbeln, und ich zitterte innerlich, daß Suko sich bei dem Aufprall nichts brach.
Der Chinese war wie eine Katze.

Das jahrelange und unerhört harte Training machte sich bei ihm bezahlt. Er rollte sich noch in der Luft zusammen, kollidierte mit dem weichen Boden neben der Straße, überschlug sich einige Male, wobei er wie eine menschliche Kugel wirkte. Dann rauschte er in ein dichtes Wacholdergestrüpp hinein, dessen Zweige seinen Schwung abbremsten.

Der Bentley allerdings fuhr weiter. Und nicht nur das. Mit ihm geschah etwas, das ich noch nie im Leben gesehen hatte und auch nicht für möglich gehalten hätte.

Seine Konturen verwischten, sie wurden durchscheinend, und einen Atemzug später löste sich das Fahrzeug, mein eigener Wagen, vor meinen Augen auf.

Perplex blieb ich stehen und starrte auf das leere Asphaltband der Straße.

Keine Spur mehr von dem Silbergrauen!

Da wurde doch der Hund in der Pfanne verrückt. Und um bei den Tiervergleichen zu bleiben, ich stand wie ein begossener Pudel mitten auf der Straße und hätte mich vor Wut und Ärger irgendwohin beißen können.

Die andere Seite hatte uns geleimt.

Tief holte ich Luft und hörte gleichzeitig das Schimpfen aus dem Gebüsch am Straßenrand. Die Stimme hatte nur Suko. Er quälte sich aus den Büschen hervor. Dabei kroch er auf allen vieren. Dann stand er auf und klopfte sich den Staub aus der Kleidung.

»Verdammter Mist«, schimpfte er weiter. »Das muß ausgerechnet mir noch alles passieren.«

»Bist du verletzt?«

»Nein!« knurrte er unfreundlich. »Meine Knochen sind aus Gummi.« Er schaute mich an. »Die haben uns reingelegt.«

»Und wie«, bestätigte ich. »Sogar der Wagen hat sich aufgelöst.«

»Was?« Der Chinese schaute mich an, als hätte ich ihm bestätigt, daß es den Weihnachtsmann doch gab.

»Ja, so ist es.« Ich berichtete ihm, was ich mit eigenen Augen gesehen hatte.

Eine Erklärung fand auch mein Freund nicht. Er meinte nur:

»Keine Ehre für das Sinclair-Team.«

»Das bestimmt nicht.«

»Und wo könnte der Bentley stecken?«

Ich hob die Schultern und ging einen Schritt zur Seite. »Keine Ahnung, aber wenn ich mir das so richtig betrachte, wird das Skelett ihn in eine andere Dimension geschafft haben.«

»Mit seinem Inhalt.«

»Ja, im Kofferraum liegen noch das Schwert, die Gemme und…«

Suko winkte ab. »Hör auf! Ich weiß selbst, was du da alles verstaut

hast.« Er rieb seine Wangen. »Die Frage ist nur, wie es weitergeht. Wir müssen den Wagen ja irgendwie finden.«

»Nachreisen können wir ihm nicht.«

»Das hatte ich mir auch gedacht.« Er verzog plötzlich die Lippen und lachte auf. »Stell dir vor, die schaffen deinen Bentley in die komische Leichenstadt. Das haut dem Faß den Boden aus. Das ist irre, Wahnsinn…«

»Ist denn nicht alles, was wir erleben, irgendwie Wahnsinn. Oder zumindest dicht an der Grenze?« fragte ich zurück.

»Stimmt auch wieder. Man darf überhaupt nicht näher darüber nachdenken.«

Obwohl ich mich innerlich ärgerte, schlug ich Suko auf die Schulter. »Willst du hier stehenbleiben? Dabei warst du es doch, der von einem kräftigen Frühstück in Darkwater gesprochen hat. Nach dem Fußmarsch, der vor uns liegt, wird dein Hunger doppelt so groß sein.«

»Darauf könnte ich jetzt verzichten.«

»Iß lieber. Wer weiß, was da noch alles auf uns zukommt. Hinterher kippst du noch vor Schwäche um. Auf dem Wagen hast du dich auch nicht eben stark benommen.«

»Mußt du ausgerechnet sagen. Hast dich nur ausgeruht und meckerst jetzt.«

»Ja, ja, das Leben ist ungerecht.«

Das war für eine Weile unser letzter Dialog, denn wir mußten stramm durchgehen, bis zu unserem Ziel war es noch ein ziemliches Stück.

Ich ärgerte mich immer mehr, wenn ich daran dachte, wie sehr uns das Skelett geleimt hatte. Es war mit unserem Wagen verschwunden, steckte vielleicht in einer anderen Dimension und war für uns gewissermaßen unauffindbar.

Wo wir suchen sollten, wußten wir nicht. Es gab so viele Dimensionen, daß man sie überhaupt nicht aufzählen konnte, und wir kannten nur einen Bruchteil davon.

Natürlich dachte ich immer an die Leichenstadt, einen Hort finsterer Dämonen. Obwohl ich ein beklemmendes Gefühl dabei bekam, war ich doch irgendwie gespannt, die Stadt einmal zu Gesicht zu bekommen. Vielleicht würde mir dies durch den Schlüssel gelingen, falls ich ihn je in der Hand hielt.

Das Gelände senkte sich jetzt ein wenig. Links von uns lag die dunkle Wasserfläche. Der Wind kräuselte sie zu kleinen Wellen, die dem Ufer entgegenliefen.

Wir hatten einen freien Blick auf den Ort.

Irgendwie sah das Städtchen malerisch aus. Es lag direkt am See, und die Bewohner hatten sogar einen provisorischen Hafen gebaut.

Dort schaukelten einige Boote, zumeist alte Holzkähne, die wie

schwerfällige Tiere auf den Wellen dümpelten.

Menschen sahen wir noch nicht. Vor dem Dorf mähte nur ein alter Mann auf seinem Feld das hohe Gras. Er schaute uns mißtrauisch an, als wir ihn passierten.

Aus der Ferne vernahmen wir das knatternde Motorgeräusch eines Traktors, und Seemöwen stiegen krächzend über dem schwarzen Wasser den mittlerweile grau gewordenen Wolken entgegen. Im Radio hatten sie einen Wetterumschwung angesagt. Hier im Westen würde er beginnen, bevor das Land völlig erfaßt wurde.

Es war auch kühler geworden, und nach einer Kehre konnten wir das Dorf einsehen.

Die Uferstraße führte nicht in einer geraden Linie durch Darkwater, sondern wand sich wie eine Schlange. Da gab es zahlreiche Ecken, an die wir stoßen konnten. Häuser standen mit ihren Wänden vor, auch kleine Erker schoben sich aus den Mauern und jedes Haus schien hier seine 100 Jahre auf dem Buckel zu haben.

Von den Bewohnern war nicht viel zu sehen. Nur wenige Menschen überquerten die Straße, ohne nach links und rechts zu schauen. Von dem Hauptweg zweigten Gassen ab. Einige führten zum See, andere wieder jenseits davon in das Dorf hinein.

Wir kamen uns wirklich fremd vor. Unterwegs hatten wir abgemacht, zuerst der Polizeistation einen Besuch zu machen. Dort wartete der Konstabler auf uns, mit dem hatten wir bereits an der Ruine gesprochen, als das Bein der blonden Jill Livingstone angeschwemmt worden war. Der Konstabler sollte uns weiterhelfen.

Wir suchten die Polizeistation. Auf dem Dorfplatz fanden wir sie nicht. Als wir fragten, bekamen wir nur ein Schulterzucken zur Antwort.

»Sehr freundlich, die Leute«, bemerkte Suko.

Ich nickte.

»Vielleicht haben die keine?« vermutete der Chinese.

Ich schaute meinen Freund an und grinste. »Das ist die Lösung«, und winkte einem vor seinem kleinen Pub stehenden Wirt zu, der augenblicklich ein interessiertes Gesicht zeigte. Wahrscheinlich wollte er Neuigkeiten erfahren.

»Sagen Sie, Mister, wo können wir Konstabler…«

Da begann er zu lachen. »Ja, ich weiß schon, was Sie wollen. Aber das ist wie so oft. Wer sucht, der findet. Sie müssen zur Post. Dort sitzt unser Auge des Gesetzes auch.«

»Wieso?«

»Der Konstabler ist Postmeister und Polizist in einer Person. So ist das eben auf dem Lande.« Der Wirt lachte. »Aber wollen Sie nicht einen kleinen Schluck nehmen? Ich kann hier den ausgezeichneten Selbstgebrannten Wacholderschnaps nur empfehlen. Wenn Sie den

trinken…«

»… heben sich bei mir die Zehennägel«, fuhr ich fort.

»Woher wissen Sie das?« Der Wirt war ungemein erstaunt.

»Das hat sich eben bis nach London herumgesprochen.«

Als er sich von seiner Überraschung erholt hatte, erkundigten wir uns nach dem Weg.

Den erklärte er in zwei Sätzen. Hier in Darkwater war alles sehr leicht zu finden.

Wir gingen durch eine Gasse, die sich an ihrem Ende verbreiterte, wobei über sie noch ein geschwungener Bogen aus Stein von einem Haus zum anderen reichte.

Dahinter lag ein kleiner Platz. Er wurde von wenigen Häusern eingerahmt, und auf ihm stand ein Denkmal.

An der Figur, die einen Fischer zeigte, mußten wir vorbeischauen, um die Post sehen zu können. Aber das interessierte uns plötzlich nicht mehr.

Wir sahen etwas völlig anderes.

Vor dem Haus stand unser Bentley!

***

»Da wird doch der Hund in der Pfanne verrückt«, flüsterte Suko und wischte sich über die Stirn. »Träume ich, oder steht da ein Doppelgänger?«

»Nein, das ist er.« Auch ich war überrascht. Damit hätte ich nun im Traum nicht gerechnet, daß wir unseren Wagen so leicht wiederfinden würden.

Seltsam…

»Warum ist er da abgestellt worden?« fragte Suko. »Verdammt, die tun nichts ohne Grund.«

Ich ahnte Schlimmes, denn ich dachte an all die Menschen, die in Darkwater lebten. Ob das Skelett versuchen wollte, sie unter seine Knute zu bekommen?

Auf jeden Fall stieg die Spannung in beiden von uns an, denn ohne Grund war das blaue Skelett nicht nach Darkwater gefahren.

Es verfolgte meines Erachtens einen bestimmten Plan. Als ich mit Suko darüber sprach, gab mir der Freund recht.

»Aber sehen wir uns erst einmal den Silbergrauen an«, schlug ich vor und eilte auf das Fahrzeug zu. Sehr wohl war mir nicht bei der Sache. Der Wagen stand zwar völlig harmlos am Rand des Platzes, aber ich traute dem Braten nicht so recht. Schließlich war er von einem dämonischen Wesen auf eine spektakuläre Art und Weise entführt worden, da konnte man nicht vorsichtig genug sein.

Suko hatte sich an meiner Seite gehalten. Beide umschritten wir das Fahrzeug, suchten nach irgendwelchen Beschädigungen, doch da war

nichts zu entdecken.
Der Bentley sah völlig normal aus.
»Abgeschlossen ist er nicht!« stellte der Chinese fest. Er blieb an der Fahrertür stehen und öffnete.
Ich nahm mir den hinteren Wagenschlag vor. Als ich ihn aufzog, mich bückte und in den Wagen blickte, bemerkte ich ebenfalls keine Gefahr. Und doch lauerte sie.
Blitzschnell schlug sie im nächsten Augenblick zu.
Ich hätte einen Blick auf den Boden zwischen Vorder- und Rücksitz werfen sollen, dann hätte mich mein Gegner bestimmt nicht überraschen können.
So aber schaffte er es und griff gedankenschnell zu. Bevor ich noch eine Abwehrbewegung schaffen konnte, packte die knöcherne Klaue meinen rechten Arm, hielt sich fest, stemmte sich sogar ab, und ich schaute in das zu einem Grinsen verzogene Frauengesicht der Karen White…

***

Er hatte die Schlucht verlassen und befand sich auf dem Weg zu seinem neuen Ziel.
Wieder einmal würde es zu einem Kampf kommen. Die Zeiten hatten sich zwar geändert, auch die Waffen waren andere geworden und die Menschen lebten nicht mehr so wie früher. Ihre Auseinandersetzungen aber trugen sie noch immer mit den gleichen Mitteln aus wie vor Tausenden von Jahren.
Mit Gewalt!
Nur die Methoden hatten sich dabei geändert.
Dies störte den Eisernen Engel, und Trauer durchflutete ihn. Er wollte keinen Krieg, denn er sehnte sich so sehr nach dem Frieden.
Schon damals hatte er alles versucht, um den Krieg zu vermeiden.
Zwischen dem Schwarzen Tod und seinen Helfern sowie Myxin und den schwarzen Vampiren hatte er noch, kurz bevor Atlantis unterging, vermitteln wollen. Leider ohne Erfolg. Die beiden kämpfenden Parteien wollten den Frieden nicht, der Haß war zu groß, er hatte sich angestaut, war zu einer Flamme geworden, und so konnte es nur den Krieg geben. Einen Krieg, der nie entschieden wurde. Er hatte nur Tausende von Opfern gefordert, als ein gesamter Kontinent im Meer versank und von den Wellen verschlungen wurde.
Eine Welt war damals zerstört worden, eine große Kultur. Andere Kulturen waren wie Phönix aus der Asche erblüht, aber sie hatten eigentlich nie die Reife der atlantischen erreichen können. Vieles blieb Stückwerk.
Auch in der modernen Gegenwart besaßen die Menschen nicht das Wissen, das die alten Zauberer und Magier in Atlantis ihren Schülern

vermitteln konnten. Sie wußten zwar nichts über moderne Computertechniken oder Wirtschaftsführung, aber sie kannten die Menschen, deren Geist und die Magie.

Wie mächtig, gütig und verständnisvoll sie waren, das zeigten die Gesichter der Götter in der Schlucht. Leider hatten sie zu sehr auf das Gute vertraut und sich von der anderen, der dämonischen Seite überraschen lassen.

Die Quittung hatten sie bekommen.

Der Eiserne Engel hatte das Gefühl, die Unendlichkeit zu durchstoßen. Zeit und Raum waren zu Nebensächlichkeiten geworden, irdische Gesetze der Physik galten hier nicht mehr, und er stieß immer weiter hinein in das Nichts.

Er gehörte zu den wenigen Auserwählten, denen Dimensionssprünge nichts ausmachten. Sie konnten in andere Reiche gelangen und dort forschen oder sich umschauen.

Und sie waren unentbehrliche Helfer für die, die einen verzweifelten Kampf auf der normalen Welt gegen die Mächte der Finsternis führten.

Er dachte an Kalifato. Nicht umsonst nannte man ihn den Todesboten. Wo er auftauchte, hinterließ er das Chaos, die Panik, den Schrecken – und den Tod…

Kalifato mußte gestoppt werden. Ein Dämon der Großen Alten, der seit langer Zeit zum erstenmal voll zuschlagen wollte.

Hoffentlich gelang ihm dies nicht…

***

Das Skelett hatte Kraft. Im Bruchteil einer Sekunde preßte es meinen Arm zusammen, riß und zerrte daran, wobei es versuchte, mich in den Wagen zu ziehen.

Suko hatte nichts bemerkt, er war zufrieden, nachdem er einen Blick in den Wagen geworfen hatte, dann wuchtete er die Fahrertür wieder zu, für ihn war die Sache erledigt.

Das Skelett mit dem Frauenkopf konnte er nicht sehen, da es noch immer auf dem Wagenboden lag und es ihm gelang, mich auf den Sitz zu ziehen, so daß ich mit dem Gesicht zuerst in das Polster gepreßt wurde.

Sogar die Stimme der Frau hörte ich, wie sie flüsterte: »Ich kriege dich. Du gehörst zu den ersten, denn du bist unser Feind…« Während die Worte gesprochen wurden, ließ mich das Skelett nicht los, sondern nahm auch noch die andere Knochenklaue zu Hilfe. Sie wanderte an meinem Körper hoch und suchte die Kehle.

Mein Gegner wollte mich erwürgen! Dabei stellte er sich sehr geschickt an. Es gelang ihm, die Knochenhand unter meine Brust zu schieben und den Hals zu umfassen.

Blitzschnell hob ich den Kopf. Die Klaue streifte nur die Haut. Ich

aber stellte fest, wie sich das Leuchten innerhalb der Knochen intensivierte und das Skelett seine gesamte Kraft einsetzen wollte, um mich in seinen Bann zu ziehen.

Wieder spürte ich das seltsame Gefühl in meinem Kopf. Es waren fremde, unheimliche Gedanken, die von irgendwoher kamen und von dem Skelett geleitet wurden.

Leider konnte ich nicht an mein Kreuz herankommen. Ich war eingeklemmt, aber es gelang mir, mich zur Seite zu drehen und den Dolch zu fassen.

Mein Gesicht war verzerrt, die Stimmen in meinem Schädel steigerten sich zu einem dumpfen Brausen. Und sie wurden stärker, je länger mich die unheimliche Gestalt berührte und die Stimmen aus einer anderen Dimension leitete.

Endlich hatte ich den Dolch. Hart umklammerte meine Faust die Waffe. Ich stieß sie nach unten, traf noch den Sitz an der Vorderkante, der Stoß wurde dadurch etwas gebremst, aber er reichte aus, um noch das Skelett zu treffen.

Und zwar den Kopf!

Ich merkte dies an dem geringen Widerstand und hörte gleichzeitig auch das schwere Stöhnen.

Noch einmal stieß ich zu, diesmal allerdings kraftloser, denn das Brausen in meinem Schädel lähmte die Energien und saugte sie förmlich aus meinem Körper.

Da wurde die Wagentür aufgerissen.

Endlich hatte Suko begriffen. Ich sah seine Gestalt, als ich an dem Skelett vorbeischaute.

»Suko!« krächzte ich.

Ich hätte den Namen erst gar nicht zu sagen brauchen, denn der Chinese handelte.

Er packte den Unheimlichen an beiden Knöcheln, setzte seine gesamte Kraft ein und zerrte ihn von mir fort aus dem Wagen. Es gab ein klatschendes Geräusch, als der Kopf des Monstrums zu Boden fiel.

Ich bekam wieder Luft, konnte endlich frei atmen, und das Brausen in meinem Schädel ließ auch nach. Völlig fit war ich allerdings noch nicht, so mußte ich meinem Freund den Rest überlassen.

Suko hatte das Skelett mit dem Frauenkopf losgelassen und war zurückgesprungen. Er kannte die Gefahr, die von diesem seltsamen Wesen ausging, und er reagierte instinktiv richtig, indem er auf Distanz zu seinem Gegner ging.

Dabei zog er die Dämonenpeitsche, schlug einmal einen Kreis über den Boden, und drei Riemen fielen nach draußen.

Damit konnte er sich seinen Gegner auf Distanz halten.

Das Skelett mit dem Frauenkopf war wieder auf die Knochenbeine gekommen. Es starrte Suko an, und der Chinese wich dem Blick nicht

aus. Schrecklich präsentierte sich das Gesicht des Wesens. Es war von der Dolchklinge getroffen worden, und diese hatte die gesamte rechte Wange aufgerissen.

Ein tiefer Spalt klaffte dort, aber kein Tropfen Blut rann aus der Wunde.

»Was willst du?« fragte Suko. »Verdammt, rede.«

Der Chinese bekam eine Antwort, mit der er momentan nichts anfangen konnte. Sie erschien ihm sehr seltsam, und er wußte nicht, wo er das Wort hinstecken sollte.

»Kalifato«, flüsterte es. »Kalifato…«

»Was ist mit Kalifato?«

»Der Todesbote… er …« Mehr sagte das Skelett nicht, denn es griff den Inspektor an.

Suko ließ es kommen. Er tänzelte ein wenig zur Seite, schüttelte kurz seinen rechten Arm, die drei Riemen bewegten sich wie kleine Schlangen, und dann schlug er zu.

Aus dem Handgelenk wuchtete er die Peitschenriemen, die zusammenblieben, und alle drei voll trafen.

Quer zog der Chinese sie durch das Gesicht des schaurigen Wesens. Was der Dolch nicht vermocht hatte, das erledigte die starke Waffe der schwarzen Magie.

Sie zerstörte den Schädel. Er zerplatzte nicht, wie Suko es schon des öfteren erlebt hatte, sondern wurde auf eine andere Art und Weise vernichtet.

Das unheimliche blaue Leuchten kehrte sich ins Gegenteil um und wurde zu einer Waffe.

Von den Knochen her stieg es hoch in den Kopf, der plötzlich in einem blauen Licht erstrahlte, das einen Kranz um den Schädel bildete und stark blendete.

Suko konnte nicht einmal die Umrisse des Kopfes erkennen, denn das Licht nahm ihm die Sicht.

Dafür hörte er die Schreie. Abgehackt klangen sie. Schrill und wimmernd ebenfalls.

Sekundenlang hallten sie über den Platz, bis sie so plötzlich abbrachen, wie sie aufgeklungen waren.

Stille…

Auch das Leuchten verging. Es war wie im Kino, wenn das Licht langsam verlöscht. Das blaue Leuchten fiel ineinander, und als Suko wieder klar sehen konnte, da stellte er fest, daß der Kopf nicht mehr vorhanden war.

Nur noch die leicht bläulich schimmernden Knochen standen vor ihm, die allerdings kraftlos wurden, keinen Halt mehr untereinander fanden und zusammensanken.

Es schepperte, als das Wesen auf das Kopfsteinpflaster des Platzes fiel

und liegenblieb.

Vorbei…

Suko atmete auf. Er ging zwei Schritte vor, stieß mit der Fußspitze gegen die Knochen und stellte fest, daß sie auch ihre Härte verloren hatten. Er konnte sie zertreten. Zurück blieb ein feiner Staub, den Suko in die Handfläche nahm und dann zu Boden rieseln ließ.

Jetzt war Karen White endgültig erledigt, und das blaue Skelett hatte einen Diener weniger.

»Du steigerst dich«, sagte ich in diesem Augenblick und kletterte aus dem Fond des Silbergrauen.

Suko drehte sich um. »Wurde auch Zeit«, bemerkte er. »Ich hatte vielleicht eine Wut im Bauch, das kannst du dir nicht vorstellen, John. Die haben uns lange genug zum Narren gehalten.«

Ich fühlte mich noch immer ein wenig wacklig und hatte das Gefühl, mein Schädel wäre mit Brausepulver gefüllt. Irgendwie komisch. Suko sah mir an, daß etwas nicht stimmte, und er schaute mir besorgt in die Augen.

»Was ist los?«

Ich hob die Schultern. »Genaues weiß ich nicht, aber du kennst das ja. Die Berührung hat mich fertiggemacht. Irgendwie muß es zwischen dem Skelett und etwas, das wir nicht kennen, eine Verbindung gegeben haben. Diese komische Knochenfrau wirkte wie ein Katalysator, ein Beschleuniger.«

»Ganz einfach«, erwiderte der Chinese. »Kalifato?«

»Kali – was?«

Der Inspektor wiederholte das Wort.

»Ist das ein Waschmittel?«

»Nein, aber ein Name, den mir unser Gegner kurz vor seiner Vernichtung gesagt hat.«

Ich runzelte die Stirn. »Tut mir leid, aber damit kann ich nichts anfangen. Den Namen habe ich noch nie gehört.«

»Ich auch zum erstenmal.«

»Und jetzt?«

Ich schaute mich um. »Weißt du, was mich stutzig macht, Suko? Hier sehe ich kaum Neugierige. Das, was wir getan haben, muß doch ein gewaltiges Ereignis gewesen sein oder nicht?«

»Klar, aber…« Der Chinese wußte auch nicht mehr weiter, sondern starrte auf den Staub.

»Ob das blaue Skelett bereits zugeschlagen hat?« murmelte ich fragend. »Möglich wäre es.«

»Du meinst, es hat die Menschen hier unter seine Knute oder einen Bann gezwungen?«

»Ja, so sehe ich es.«

»Das ist durchaus drin. Aber was sollte es für einen Grund haben.«

»Vielleicht hängt er mit dem Begriff Kalifato zusammen«, vermutete ich.
»Ich glaube eher, das dies der Name des blauen Skeletts ist. Sag mir, was dagegen spricht.«
»Im Prinzip nichts. Nur frage ich mich, ob der Fährmann von früher so geheißen hat. Der Name ist, wenn überhaupt, mehr als seltsam und paßt nicht in die Welt.«
»Also ein Dämon«, folgerte Suko.
»Damit rechne ich auch. Und zwar einer, den wir nicht kennen. Eine unbekannte Größe.«
Noch immer war der Platz leer. Kein Mensch ließ sich blicken.
Selbst der Wirt nicht, der sicherlich die Neugierde in Person war. Ich bekam ein seltsames Gefühl und glaubte daran, daß sich irgend etwas über unseren Köpfen zusammenbraute.
Etwas Unheimliches, Grauenvolles…
Eine Gefahr, die keiner von uns kannte, womit wir nicht rechneten und die einen tödlichen Strudel erzeugen konnte. Das Dorf mitsamt seinen Menschen schien mir unter einem Druck zu stehen, der das drohende Unheil ankündigte.
»Der Konstabler hat sich auch nicht sehen lassen«, meinte Suko.
»Vielleicht konnte er auch nicht.«
Ich hob die Schultern. »Mal den Teufel nicht an die Wand«, gab ich zurück und orientierte mich in Richtung Eingangstür, die zur Post als auch in die Polizeistation führte.
Die Fensterrahmen waren braun angestrichen, ebenso die Tür, die wir unverschlossen fanden. Dahinter lag direkt die Poststation.
Einen Schalter sahen wir nicht, dafür eine Theke, die den Raum in zwei Hälften teilte und auf der Pakete und Postsendungen abgelegt werden konnten.
Der Stuhl hinter dem alten Schreibtisch war leer. An der Rückwand klebten einige vergilbte Werbeplakate der Post. Links stand ein leerer Containerwagen, in dem sich bei Hochbetrieb sonst die Pakete stapelten.
Einen Extraraum, den der Konstabler benutzte, wenn er als Polizist arbeitete, den gab es nicht. Dafür sahen wir rechts von uns, wo der Gang vor der Barriere weiterführte, eine kleine Tür.
Suko steuerte bereits darauf zu. Er drückte sie auf, und wir schauten in ein schmales Treppenhaus, wo eine steile Holzstiege in die obere Etage führte.
Es roch muffig und auch nach Angebranntem. Von dem Konstabler oder seiner Familie, falls er eine besaß, sahen wir keine Spur. Die Wohnräume lagen wahrscheinlich in der ersten Etage.
»Sehen wir dort mal nach«, schlug Suko vor und deutete mit dem Zeigefinger nach oben.

Ich hatte nichts dagegen. Suko ging als erster die Stufen hoch.

Eine vergilbte Tapete bedeckte die Wand rechts von uns, und als Suko plötzlich stehenblieb, hätte ich ihm fast in die Hacken getreten.

»Was ist los?« fragte ich.

»Schau dir mal die Wand an.« Der Chinese drückte sich bis dicht an das Holzgeländer, damit ich an ihm vorbeikonnte.

Jetzt sah ich auch die dunklen Flecken auf der Tapete. »Meinst du die?«

»Genau. Sieht aus wie Blut.«

Ich betrachtete sie näher. In der Tat, der Chinese hatte nicht gelogen. Das Blut war sogar noch feucht. Ich spürte es, als ich meine Fingerspitze gegen den Fleck drückte.

Drei Flecken sah ich. Sie bildeten fast eine senkrechte Reihe und waren zum Teil schon zerlaufen, so daß die beiden oberen schon ineinanderüberflossen. Das Blut kam nicht von ungefähr an die Wand.

Hier mußte etwas Schreckliches passiert sein, und wir konnten uns auf einiges gefaßt machen, dessen war ich mir sicher. Als ich mich zu Suko hin umdrehte, hielt mein Freund bereits seine Beretta in der Hand.

Auch ich zog die Pistole, als wir weitergingen und in der ersten Etage stehenblieben.

Wir befanden uns in einem kleinen viereckigen Flur, von dem drei Türen abzweigten.

Hinter der ersten lag eine Küche. Ich entdeckte auch noch einen Wohnraum, und mein Partner hatte die Tür zum Schlafzimmer aufgestoßen, das größer als die anderen Räume war und noch einen Durchbruch zu einem anderen Zimmer besaß.

Auf den alten, vom vielen Schrubben hell gewordenen Bodendielen sahen wir ebenfalls Blutstropfen. Wir gingen dieser makabren Spur nach und waren sicher, daß wir das Zentrum des Verbrechens finden würden.

Der Durchbruch wurde über die Hälfte von einem sackähnlichen Vorhang verdeckt.

Suko zog ihn ruckartig zur Seite.

Dahinter stand in einer Art Rumpelkammer ein Bett. Es war leer.

Kein Toter lag darauf, und uns fiel ein Stein vom Herzen. Trotzdem waren wir nicht zufrieden, die makabre Blutspur ließ sich nicht wegleugnen.

Suko entdeckte einen weiteren Blutstropfen. Und zwar direkt vor dem Fenster.

Mir kroch eine Gänsehaut über den Rücken, als sich mein Partner bückte und ich über seinen Rücken schauen konnte.

Auch am Rahmen befand sich Blut. Dann sah ich, daß der Griff nicht richtig herumgedreht worden war. Er stand noch schräg.

Ich griff an Suko vorbei und öffnete das Fenster. Ein Schwall warmer Luft drang in das Zimmer, was mich wunderte, denn vorhin noch war es wesentlich kühler gewesen.

Ich achtete jedoch nicht weiter darauf, sondern schaute aus dem Rechteck und senkte meinen Blick.

Wir hatten es erwartet, trotzdem schockte mich der Anblick.

Der Konstabler war tot. Er hing dicht an der Hauswand auf einer vorn spitz zulaufenden Fahnenstange…

***

Benommen starrten Suko und ich auf den Toten. Wir sahen seinen Rücken und das Blut, das immer noch aus den großen Wunden sickerte und in Tropfen nach unten fiel. Hinein in einen Garten, der sich an die Rückseite des Hauses anschloß. Es war kein Zier- sondern ein Nutzgarten, bepflanzt mit Gemüse, Obst und Kartoffeln.

Die Fahnenstange begann dicht unter dem Fenster. Sie steckte in der Hauswand und wies schräg in die Höhe, jetzt allerdings war sie von dem Gewicht des Toten fast waagerecht gedrückt worden. Die Arme des Konstablers fielen zu beiden Seiten des Körpers nach unten und pendelten schwach hin und her.

»Sollen wir ihn hochhieven?« fragte Suko.

»Ja, wir können ihn nicht einfach dort hängenlassen.« Ich beugte mich bereits aus dem Fenster und streckte meine Arme aus.

Es war nicht einfach, den Toten von der Fahnenstange zu holen.

Mit großer Mühe nur gelang uns dies, und wir atmeten auf, als er endlich vor dem Fenster lag.

Suko drehte ihn auf den Rücken.

Ein seltsames Bild bot sich unseren Augen. Der Mann war tot, daran gab es keinen Zweifel. Nur wunderten wir uns über die Haut der Leiche. Sie zeigte einen grünlich blauen Schimmer, den wir bei einem Toten noch nie vorgefunden hatten. Dieser Schimmer hatte sich auf der gesamten Haut verteilt, er reichte bis über die Stirn und hörte erst am Ansatz der Haarwurzeln auf.

Wir schauten uns an und suchten gemeinsam nach einer Erklärung. Das blaue Skelett, etwas anderes kam für uns wirklich nicht in Frage.

»Aber wieso?« fragte Suko. »Weshalb wurde er umgebracht?«

Ich hob die Schultern. »Verlange nicht, daß ich mich in die Denkweise von Dämonen hineinversetze.«

»Armer Teufel«, murmelte der Chinese. »Das Monstrum im See hat er überstanden, aber dies hier…«

»… ist schlimmer«, vollendete ich und erhob mich aus meiner gebückten Haltung. Dabei fiel mir wieder die Wärme auf, die in das Zimmer gedrückt wurde.

Ich sprach mit Suko darüber.

»Ja, du hast recht. Jetzt, wo du es sagst, merke ich es auch. Seltsam, verflixt seltsam…«

»Das ist nicht normal.« Ich trat an das Fenster und schaute hinaus.

Wie Wüstenwind kam er mir vor. Im Garten bewegten sich die Zweige der Sträucher und auch die Blätter. Hinter einem Zaun sah ich eine Wiese. Jenseits davon lief ein schmaler Weg entlang, wo zwei Holzhäuser standen, die mir einen verfallenen Eindruck machten.

Mein Blick glitt höher und traf den Himmel.

Auch er hatte sich verändert. War er am frühen Morgen noch blau und später grau gewesen, so hatte er abermals die Farbe gewechselt.

Er schimmerte in einem seltsamen Grün, einer Mischung aus türkis und dunkelgrün.

Es war nicht die Folge einer natürlichen Ursache, das konnte mir keiner erzählen. So eine seltsame Farbe nahm nicht einmal der Himmel an, wenn ein Gewitter heranzog.

Das hatte ich noch nie gesehen. Wenigstens nicht auf dieser Welt, höchstens in einer anderen Dimension, und der schreckliche Verdacht kam mir ganz automatisch.

Sollten hier und heute Kräfte aus Welten eingreifen, die uns unbegreiflich waren? Ich dachte wieder an das blaue Skelett, an den geheimnisvollen Kristallschlüssel und automatisch auch an die Leichenstadt.

Warf sie möglicherweise ihre Schatten voraus?

Darüber redete ich auch mit Suko, und mein Freund bestätigte durch sein Nicken meine Annahme. Auch er war davon überzeugt, daß diese seltsame Veränderung des Lichts etwas mit der Leichenstadt zu tun haben mußte. Irgendwie konnte es da einen Zusammenhang geben, den wir allerdings noch nicht überschauten.

»Dann steht uns noch einiges bevor«, sagte der Chinese mit leiser Stimme, aus der ich deutlich den Pessimismus hervorhörte. Ihn kannte ich bei Suko sonst nicht.

Ich schaute auf den Toten. Die Hautfarbe hatte sich nicht verändert, sie war gleich geblieben. Nach wie vor schimmerte sie in diesem seltsamen Grün, für dessen Existenz ich noch keine Erklärung hatte.

»Wir können ihn nicht hier liegenlassen. Vielleicht gibt es hier einen Schreiner«, sagte ich. »Der kann den Mann wegschaffen.«

»Dann laß uns gehen.«

Wir verließen das Zimmer. Absolute Stille herrschte im Haus.

Auch im Innern des Hauses merkte ich, daß die Luft drückte. Etwas Unheimliches bahnte sich da an, es kam auf uns zu, aber noch war es nicht greifbar, sondern lag in nicht einsehbarer Ferne.

Wir durchquerten Post- und Polizeistation und traten durch die offenstehende Tür ins Freie.

Ohne uns großartig zu bewegen, schwitzten wir schon in der

schwülen Luft. Zudem war der Wind eingeschlafen, und es herrschte eine unheilvolle Ruhe vor dem Sturm.

Wie verloren stand der Bentley auf dem Platz. Ich hatte das Gefühl, auch sein Lack würde grün schimmern, während das Knochenmehl inzwischen weggeweht worden war.

Kein Mensch war zu sehen. Wie ausgestorben lag der kleine Ort Darkwater vor unseren Augen.

Am Himmel zog sich diese seltsame Tönung immer mehr zusammen. Sie kam von allen Seiten, schien langsam auf uns zuzuwandern und hatte sich den Ort als Mittelpunkt ausgesucht.

Auch von dem blauen Skelett sahen wir nichts. Allerdings waren wir davon überzeugt, daß es sich hier irgendwo versteckt haben mußte.

»Dann suchen wir mal die Menschen«, sagte Suko und setzte sich in Bewegung.

Quer über den Platz gingen wir. Bei jedem Schritt hatte ich das Gefühl, als würden Hitze und Schwüle zunehmen.

Ich deutete auf die Kneipe, deren Wirt wir gesprochen hatten.

»Vielleicht ist er da.«

»Sehen wir nach.«

Ich erinnerte mich an einen Fall, da war es mir ähnlich ergangen.

Mutterseelenallein war ich durch ein zerstörtes London geschritten.

Mit der Erkenntnis, daß von meinen Freunden keiner mehr lebte, denn ich hatte ihren Tod gesehen, bis mir klar geworden war, daß meine damalige Gegnerin Asmodina sich für die apokalyptische Vision verantwortlich zeigte und alles gar nicht real gewesen war. [3]

Verhielt es sich hier ähnlich? Befanden wir uns bereits in einer anderen Zeit oder Dimension?

Man mußte mit allem rechnen und auch mit einem weiteren Toten, als wir den Pub betraten.

Wir wurden angenehm überrascht. Allerdings konnten wir den Wirt nicht entdecken. Der kleine Schankraum präsentierte sich menschenleer. Nur das Geräusch fallender Tropfen aus dem Bierhahn war zu hören.

Ich suchte auch hinter der Theke. Auf den Holzlatten lag niemand. Automatisch schaute ich durch eine offenstehende Tür in die kleine Kochküche hinter der Theke. Auch der Raum war leer. Auf der Kochplatte standen noch Töpfe.

Sollte das Dorf innerhalb von Minuten tatsächlich ausgestorben sein? Oder hatte man die Bewohner entführt?

»Vielleicht sind sie auf den See gefahren?« vermutete Suko. »Wir sollten mal nachschauen.«

Ich hatte nichts dagegen, und so machten wir uns auf den Weg zu unserem neuen Ziel.

In so einem kleinen Ort wie Darkwater war der See einfach nicht zu

verfehlen. Die Richtung wußten wir und tauchten ein in eine schmale Gasse, die ein wenig Gefälle aufwies. Wir würden sicherlich bald an das Ufer des schwarzen Gewässers gelangen.

Auch in dieser Gasse merkten wir das Fremde, das Unheimliche.

Nicht nur, daß sie und die Häuser menschenleer waren, auch standen sämtliche Fenster und Türen sperrangelweit offen, als wollten die Bewohner die seltsam schwüle Luft extra in ihre Räume lassen.

Das war nicht normal…

Vor einem schmalbrüstigen Haus blieb Suko stehen. »Sollen wir noch einmal nachschauen?«

»Es wird leer sein.«

»Ich glaube, ich habe ein Geräusch gehört.«

»Dann schauen wir nach.« Auf das Gehör meines Freundes war immer Verlaß gewesen, ich glaubte nicht, daß er sich geirrt hatte.

Wir betraten abermals einen schmalen Flur und hörten hinter einer halb offenstehenden Tür ein klagendes Geräusch.

Ein Mensch war es nicht, obwohl wir einen Menschen sahen, der im Bett lag und eine Katze im Arm hielt. Das Tier hatte ein schwarzes Fell, und der Mensch im Bett war ein Kind – ein kleines Mädchen von vielleicht sechs oder sieben Jahren.

Die Kleine hatte dunkles Haar und schaute uns aus großen Augen an. Ich bemerkte, daß ihre Haut einen normalen Farbton besaß und nicht diesen grünlichen Schimmer.

»Meine Katze«, sagte die Kleine mit weinerlicher Stimme, wobei Tränen über ihre Wangen rannen. »Ich… ich … glaube, sie stirbt.«

Dabei hob sie den Kopf und schaute uns bittend an, als ob wir ihr helfen könnten.

Freunde, das Lächeln fiel mir sehr schwer, als ich auf das Kind zuschritt und neben dem Bett niederkniete. Ich hob den linken Arm, streichelte über das kurze Haar und schaute auch auf die Katze, die diese Wehlaute ausstieß.

Das Tier war wirklich am Ende. Es lag zwar in den Armen des Mädchens, allerdings auf dem Rücken, und vor ihrem Mund hatten sich Schaumbläschen gebildet.

»Was soll ich denn jetzt machen?«

»Komm, mein Liebling, gib mir mal die Katze.«

Das Kind zögerte zuerst, dann jedoch reichte sie mir das Tier herüber. Ich nahm es auf beide Hände, beugte mich zur Seite und legte es auf den Fußboden.

In diesem Augenblick starb die Katze. Der Anblick schnitt auch mir ins Herz. Das Tier zuckte noch einmal mit den Pfoten, bäumte sich auf, als hätte es einen Stoß erhalten, danach streckte es die vier Pfosten von sich und blieb still liegen.

»Ist sie jetzt tot?« flüsterte das Mädchen erstickt.

»Ja, sie braucht nicht mehr zu leiden.«
»Dabei war sie doch nicht krank.«
»Manchmal kommt es eben ganz plötzlich.« Ich kniete noch immer und schaute die Kleine an, wobei ich mich wunderte, daß sich ihr Gesicht veränderte.
»Was hast du denn?« fragte ich, als ich das Staunen nicht nur in ihren Augen sah.
»Der Mann hinter dir. Was will er…?«
Gefahr! Ich kreiselte herum, sah Suko als Schatten und seine Handkante.
Wuchtig pfiff sie nach unten.
Den Kopf hatte ich soeben noch einziehen können und dadurch die Trefferfläche am Hals reduziert. Trotzdem konnte ich dem Hieb nicht mehr ausweichen. Er traf mich mit der Wucht eines Vorschlaghammers und schickte mich augenblicklich ins Reich der Träume…

***

Lange konnte ich nicht bewußtlos gewesen sein. Auf jeden Fall war das kleine Mädchen da, und ich spürte seine schmale Hand an meiner Wange.
Blinzelnd öffnete ich die Augen.
Eine dünne Stimme traf mein Ohr. »Mister, Mister, bitte, schlafen Sie nicht ein. Ich… ich bin doch so allein …«
Verschwommen sah ich das Gesicht und darüber die schwarzen Haare der Kleinen. Wenn ich allein gewesen wäre, dann hätte ich geflucht, aber man soll Kindern ja nicht mit schlechtem Beispiel vorangehen, so schluckte ich also meinen Ärger.
»Kannst du aufstehen?« fragte sie mich.
»Ich will es versuchen.« Die Antwort war mehr ein Stöhnen. Am Bett fand ich Halt und stemmte mich auf die Knie. Danach mußte ich mich ausruhen, hob den Kopf und sah das Kind gebückt vor mir stehen. Zwischen uns lag noch die tote Katze.
»Der Mann war böse, nicht?«
»Ja, das war er«, quetschte ich mühsam hervor und streckte meinen schmerzenden Hals. »Hast du denn gesehen, wo er hingegangen ist?« wollte ich wissen.
»Nach draußen.«
»Mehr hast du nicht beobachtet?«
»Nein, Mister, er war schnell weg.«
»Schon gut, meine Kleine. Wie heißt du denn?«
»Jennifer Moore. Aber meine Eltern sind nicht da.«
»Und wo sind sie hingegangen?«
»Ich weiß es nicht, Mister. Sie… sie sind plötzlich weggerannt, wie

die anderen.«

Ich streckte meinen Arm aus, stemmte mich auf dem Bettrand ab und kam so hoch. Auf der Kante blieb ich sitzen, schlug meine Hände vor das Gesicht, während mich Jennifer beobachtete.

»Du kannst John zu mir sagen, Jennifer.«

»Ja, danke.«

»Kannst du mir denn erzählen, Jennifer, weshalb deine Eltern so plötzlich weggelaufen sind?«

»Nein, aber sie wurden so komisch.«

»Wie komisch.«

»Im Gesicht. Plötzlich waren sie alle grün. Nicht nur meine Eltern, auch die anderen Leute. Sie liefen aus den Häusern, und ich konnte sie nicht mehr sehen.«

»Aber du bist nicht grün geworden.«

»Nein, ich nicht.«

Ich schaute ihr in die Augen. »Und warum bist du nicht grün geworden, meine Kleine?«

Sie verzog die Mundwinkel, als wollte sie wieder anfangen zu weinen. Ich ließ ihr Zeit mit der Antwort. »Vielleicht, weil ich vorher in der Kirche war«, sagte sie plötzlich und gab mir eine Erklärung, die durchaus richtig sein konnte. »Ich hatte am Morgen meine Mütze vergessen und lief wieder zurück. Da habe ich mich auch mit dem Wasser gesegnet. Als ich dann nach Hause kam, liefen alle weg. Nur die Katze war noch hier, aber jetzt ist sie tot.«

»Und du kannst dir wirklich nicht vorstellen, wo deine Eltern hingelaufen sind?«

»Nein, Mr. John, das kann ich nicht. Sie… sie können ja überall sein.«

»Sicherlich. Doch es sind viele Menschen weggelaufen, und wir sehen sie nicht mehr. Die müssen sich doch versteckt haben, oder?«

»Doch – schon.«

»Wo kann man das denn?«

»Das weiß ich nicht.«

Ich wollte die kleine Jennifer nicht noch mehr quälen und erhob mich von der Bettkante. Ein scharfes Ticken raste dicht hintereinander durch meinen Kopf, ich spürte wieder die Schmerzen, blieb stehen und holte erst einmal tief Luft.

Was Jennifer mir gesagt hatte, klang nicht so schlecht. Das Weihwasser konnte sie tatsächlich geschützt haben, so wie ich mich durch mein Kreuz geschützt fühlte.

Aber was war mit Suko?

Er hatte mich niedergeschlagen, daran gab es für mich nicht den geringsten Zweifel. Nur – welches Motiv hatte ihn da geleitet? Diese Frage schwebte im Raum, und ich fand auch keine Antwort darauf.

Natürlich konnte ich raten, ich tat es auch, und schob Sukos Veränderung der Veränderung der Luft zu.

Sie mußte einen magischen Keim enthalten, der die Menschen infizierte, die nicht geschützt waren.

Bis zur Stirn zogen sich die Schmerzen, wobei ich mich hütete, den Kopf zu bewegen, denn dann wurden sie nur noch stärker. Ich fühlte die Hand der kleinen Jennifer in der meinen.

»Willst du jetzt auch gehen, Mr. John?«

Vorsichtig bewegte ich meinen Kopf und schaute auf das kleine Mädchen herab. »Ja, meine Liebe, ich muß.«

»Aber dann bin ich ja ganz allein. Und die Katze…«

»Du bist zwar allein, das stimmt, aber lange bestimmt nicht«, tröstete ich sie. »Ich werde gehen, deine Eltern suchen und so schnell wie möglich mit ihnen zurückkommen.«

Jennifer legte den Kopf schief. »Wirklich?« fragte sie.

»Ich verspreche es dir.«

»Und die Katze?«

»Die nehme ich mit nach draußen.«

»Ich muß sie aber begraben.«

»Das kannst du später. Ich lege sie neben die Tür, sie ist ja tot und braucht nicht mehr im Haus zu sein.«

»Ja, das stimmt.«

Es fiel mir schwer, mich zu bücken und den Kadaver aufzuheben.

Aber ich biß die Zähne zusammen und zeigte meine Schwäche vor der kleinen Jennifer nicht.

Mit der Katze auf dem Arm verließ ich das Zimmer und ging auch aus dem Haus. Wie ich es Jennifer versprochen hatte, legte ich das tote Tier neben die Haustür.

»Ja«, sagte die Kleine. »Da kann sie liegenbleiben.« Sie war mir zwar nicht gefolgt, aber sie schaute aus dem kleinen Fenster, direkt neben der Tür.

»Sei schön brav«, sagte ich zu Jennifer.

Sie nickte und fragte: »Gehst du auch wirklich zu Mummy und Daddy?«

»Natürlich. Ich lüge dich doch nicht an.« Ich lächelte ihr noch einmal zu und strich mit der Hand über ihr Haar, bevor ich mich umwandte und davonging.

Durch eine leere Ortschaft!

Es war ein komisches Gefühl, weiter die Gasse hinunterzuschreiten. Vor allen Dingen fehlte mir Suko. Er hatte eine immense Wandlung durchgemacht, und ich war sicher, daß er von der herrschenden Magie getroffen worden war.

Und zwar voll.

Suko stand nun auf der anderen Seite. Er war ein Gegner für mich,

und ich hatte panische Angst vor dem Zeitpunkt, an dem wir aufeinandertrafen. Da mußte es unweigerlich zu einem Kampf kommen, denn wir waren wie Feuer und Wasser.

Am Ende der Gasse erreichte ich eine Querstraße. Fast schon auf der Einmündung stand ein Lastwagen mit offenen Türen. Von dem Fahrer war keine Spur zu sehen.

Als ich um den Wagen herumschritt, sah ich bereits das dunkle Wasser. Über ihm stand der grüne Himmel. Kein Grau und auch keine anderen Wolken waren zu sehen, nur dieses Grün, das von meiner Perspektive aus betrachtet, grenzenlos zu sein schien.

Zwischen den Büschen entdeckte ich einen schmalen Saumpfad.

Ihn ging ich hinunter und gelangte an den See, wo die schwarzen Wellen gegen den schmalen Strand liefen. Rechts von mir befand sich der Hafen. Sämtliche Boote lagen noch an ihrem Platz. Das Knarren der Takelage und das Schaben der Bootskörper gegeneinander waren eine Musik, die ich auch von normalen Häfen kannte.

Noch immer hatte ich keine Spur von den verschwundenen Menschen gefunden. Zum Teufel noch mal, die konnten doch nicht vom Erdboden verschluckt worden sein. Sie mußten sich einfach irgendwo aufhalten. Ich starrte auf die schwarze Wasserfläche. Auch sie hatte einen grünlichen Schimmer bekommen, und ich dachte darüber nach, was wohl noch in dieser unergründlichen Tiefe lauern konnte.

Der See war groß genug, um sämtliche Einwohner dort verschwinden zu lassen. Daran wollte ich nicht glauben. Falls sie tatsächlich in das Wasser gegangen sein sollten, hätte ich Spuren sehen müssen. Es gab aber keine. Glatt lag der schmale Sandstreifen am Ufer vor mir. Als ich mich weiterdrehte, sah ich in Richtung Darkwater und etwas nach links versetzt, aber in gleicher Höhe wie die Boote stehend, einen Schuppen. Wobei das Wort Schuppen untertrieben war. Man konnte das Gebäude schon mit einer Scheune vergleichen.

Sie war im Vergleich zu den Häusern ziemlich groß. Ich wußte nicht, was darin untergebracht wurde, konnte mir aber vorstellen, daß man dort Boote reparierte, zudem besaß der braun gestrichene Schuppen noch einen direkten Zugang zum See.

Außer der Kirche war es das größte Gebäude im Ort, und es bestand durchaus die Möglichkeit, daß sich die Bewohner da aufhielten.

Wenn ja, was wollten sie dort?

Ich lenkte meine Schritte in diese Richtung. Das Kreuz hatte ich wieder griffbereit in die Tasche gesteckt. Sollte ich überraschend angegriffen werden, wollte ich mich auch wehren können.

Wie ein einsamer Spaziergänger schritt ich am Ufer des Sees entlang, folgte dessen Rundung und schaute mich hin und wieder um, ob Verfolger auf meiner Spur waren.

Nichts zu sehen…

Fast wäre ich über den toten Hund gestolpert. Es war irgendeine Promenadenmischung. Er hatte die Pfoten von sich gestreckt und schien mich irgendwie anklagend anzustarren, als würde ich die Schuld an dieser Misere tragen.

Fröstelnd hob ich die Schultern. Trotz der schwülen Hitze war mir kalt geworden. In meinem Hinterkopf spürte ich das harte Pochen. Nachwirkungen des Handkantenschlags, den mir mein Freund und Kollege Suko verpaßt hatte.

Vom Wasser her konnte ich schlecht in den Schuppen gelangen.

Es mußte noch einen zweiten Landeingang geben. Den suchte ich und fand auch die große Doppeltür.

Beide Hälften waren zu.

Ein Öffner, es war eine große Klinke, befand sich nur an der rechten Seite. Ich legte meine Hand darauf, drückte die Klinke nach unten und zog die Tür auf.

Bisher war es still gewesen, deshalb kamen mir die knarrenden Geräusche doppelt so laut vor.

In der Türöffnung blieb ich stehen. Ich hatte damit gerechnet, das Innere der Scheune düster vorzufinden.

Ein Irrtum.

Der Schuppen oder das Bootshaus war von dem geheimnisvollen blauen Licht erfüllt. Abgestrahlt wurde es von dem Skelett. Es hielt sich in der Mitte des Gebäudes auf, während um den Knochenmann herum die Einwohner von Darkwater regungslos am Boden lagen…

***

Mein Schreck war groß!

Männer, Frauen, Kinder – sie lagen in einem Wirrwarr durch- und übereinander. Keiner von ihnen regte sich, und ich hatte die schlimme Befürchtung, daß sie alle nicht mehr am Leben waren. Unwillkürlich ballten sich meine Hände zu Fäusten, wobei ich den kalten Schweiß auf meiner Haut spürte.

Der Alptraum war Wirklichkeit geworden. Hier also befanden sich die Menschen aus dem Ort, und auch Suko mußte zwischen ihnen liegen, wobei ich ihn allerdings nicht entdecken konnte, dazu reichte das Licht nicht aus.

Ich stand da wie angewurzelt und schaute auf das Skelett, das sich ziemlich in der Mitte des Schuppens aufhielt und etwas mit beiden Knochenhänden fest umschlossen hielt, das ich bereits einmal gesehen und dessen Stärke ich auch gespürt hatte.

Es war der blaue Kristall, der geheimnisvolle Schlüssel zur Leichenstadt!

Niemand von uns sprach. Eine beinahe unheimliche Stille hatte sich

innerhalb des Bootshauses eingenistet, wobei ich langsam meinen rechten Arm anwinkelte und die Hand in die Tasche schob.

Fünf Finger umklammerten das Kreuz. Es sollte mir Mut und Zuversicht geben, und das tat es auch.

Nein, ich war nicht wehrlos, denn ich gehörte zu den beiden Personen, die von der schrecklichen Magie nicht getroffen waren.

»Du bist also gekommen!« sprach mich das Skelett an. Seine Stimme erklang von irgendwoher. Sie schallte wahrscheinlich aus der offenen Mundhöhle.

»Ja, ich habe dich gefunden, und ich will wissen, was mit diesen unschuldigen Menschen geschehen ist.«

»Sie sind in die Magie des Kalifato geraten!« erklärte er mir.

»Wer ist Kalifato?«

»Du kennst ihn nicht, den Todesboten?« Das Skelett lachte dröhnend. »Er gehört zu den Dämonen, die ihr auch die Großen Alten nennt, und er hat sein Kommen angekündet. Die Vorboten seiner Magie hat er geschickt. Die Menschen sind in seinen Bann geraten, er hat sie zu seinen Dienern gemacht, und er wird sie furchtbar bestrafen, wenn sie sich weigern sollten und sich gegen ihn stellen.«

»Warum will Kalifato kommen?«

»Ich werde ihm den Schlüssel geben.«

Ich lachte bitter. »Ist er bei dir nicht mehr gut genug aufgehoben?«

»Möglicherweise. Denn auch die Großen Alten haben erfahren, daß es Personen gibt, die der Leichenstadt nicht den nötigen Respekt erweisen, die sogar gegen sie kämpfen. Du gehörst dazu. Deshalb will er den Schlüssel haben, damit niemand die Leichenstadt betreten kann, ohne daß die Großen Alten es wollen, denn wer den Kristall besitzt, der ist auch in der Lage, den geheimnisvollen Code herbeizuschaffen, der unerläßlich ist, ihm das Tor der Leichenstadt zu öffnen.«

Es waren interessante Dinge, die ich da erfahren hatte. Aber sie schreckten mich nicht, sondern bestärkten mich in dem Vorsatz, alles daranzusetzen, um den Schlüssel in die Finger zu bekommen.

Mir sollte keiner vorschreiben, wann und wo ich die Leichenstadt zu betreten hatte. Das wollte ich selbst entscheiden.

Deshalb schüttelte ich den Kopf. »Vor Kalifato habe ich keine Furcht, ich werde mir den Schlüssel von dir holen, darauf kannst du dich verlassen.«

»Das wagst du nicht!« schleuderte mir das Skelett entgegen.

»Du wirst es erleben!« Ich hatte das letzte Wort noch nicht ausgesprochen, als ich bereits das rechte Bein vorsetzte und auf den Rücken eines Mannes stieg. Das hört sich brutal an, doch anders wußte ich mir nicht zu helfen. Es gab einfach keinen Weg, der mich an den Leibern vorbeiführte, ich mußte über sie hinwegsteigen.

Seltsam erschien mir nur, daß das blaue Skelett nichts unternahm, es ließ mich einfach gehen und blieb selbst auf dem Fleck stehen, als hätte sich nichts verändert.

Wenn es nach mir ging, sollte das für den Dämon ein tödlicher Irrtum werden.

Rechts hatte ich das Kreuz. Meine Beretta steckte in der Halfter, aber ich besaß noch den Dolch und vor allen Dingen den silbernen Bumerang.

Wenn es mir gelang, ihn zielsicher zu schleudern und das Skelett damit in zwei Hälften zu teilen, hatte ich schon sehr viel gewonnen.

Optimistische Vorsätze, die mich durchströmten und mir die Kraft gaben, weiterzugehen.

Ich stieg über die Leiber hinweg, wobei ich mich bemühte, nur auf die Körper der männlichen Personen zu steigen. Frauen und vor allen Dingen Kinder wollte ich damit nicht belasten.

Ich spürte keine Reaktion. Da bewegte sich niemand, da klang kein Stöhnen auf, die Menschen blieben still, so daß meine Befürchtung, es mit Toten zu tun zu haben, neue Nahrung bekam.

Den direkten Weg konnte ich nicht einschlagen. Manchmal ging ich nach rechts, glich durch eine entgegengesetzte Richtung wieder aus und wechselte außerdem das Kreuz in die linke Hand.

Das Skelett hatte es dabei sehen müssen, aber es reagierte nicht einmal. Meine innere Spannung erreichte langsam den Siedepunkt.

Jetzt war es nicht mehr weit bis zu meinem Gegner. Einen Griff benötigte ich nur, dann hatte ich den Bumerang aus dem Gürtel gezogen. Dabei ließ ich das Skelett nicht aus den Augen und schaute auch auf den geheimnisvollen Kristall, der aus seinen beiden knochigen Händen wie ein langer dicker Bleistift ragte.

Ich blieb stehen.

»Du kannst dich noch entscheiden«, sagte das blaue Skelett plötzlich. »Entweder für oder gegen mich.«

»Dagegen!« rief ich, hob den Arm und holte aus. Ich würde ihm den Schädel absensen, ich…

Im gleichen Augenblick umschlossen fünf Finger mein rechtes Handgelenk…

***

Der Wurf wurde gestoppt. Ich kam nicht mehr dazu, meinen Bumerang auf die Reise zu schicken, denn die Hand war wie ein Ring aus Eisen. Hart, beinahe schon brutal griff sie zu, und diese Klammer war für mich nicht zu lösen.

Ich wollte es zwar nicht, doch ich konnte nicht vermeiden, daß ein Stöhnen aus meinem Mund drang und meine Augen feucht wurden.

Der Griff lockerte sich nicht, und dann wurde ich mit einem Ruck

nach hinten gezogen.

Was ich da erzähle, hört sich so lang an. Tatsächlich aber spielte sich die Szene innerhalb von einer Sekunde ab. Dem plötzlichen Ruck konnte ich mich nicht entgegenstemmen, so daß ich nach hinten fiel und mir zudem noch die Beine weggetreten wurden. Damit verlor ich endgültig den Halt und auch den Kontakt.

Zu Boden fiel ich nicht, sondern prallte auf die Leiber der durcheinanderliegenden Menschen.

Und in diesem Augenblick sah ich zum erstenmal, wer mich an dem Wurf gehindert hatte.

Suko!

Ich hatte es mir gedacht, geahnt, aber ich wollte eigentlich bis zum Schluß daran zweifeln und es nicht glauben, doch nun hatte ich die endgültige Gewißheit bekommen.

Suko stand voll auf der anderen Seite.

Ich hatte nicht nur Jane Collins verloren, jetzt auch noch den Chinesen, meinen Freund, der dieser unheilvollen Magie zum Opfer gefallen war, wobei ich nicht wußte, ob er jemals wieder…

Weitere Gedanken machte ich mir nicht darüber, denn ein stechender Schmerz wühlte in meinem Handgelenk, er fand seinen Weg bis zur Pfanne der rechten Schulter.

Ich ließ den Bumerang fallen.

Bevor er die anderen Leiber berühren konnte, griff Suko geschickt mit der freien Hand zu und nahm ihn an sich. Er stand zwar auf der anderen Seite, aber er hatte sich nicht so verändert, als daß er den Bumerang nicht hätte anfassen können. Also war er zu keinem echten Dämon geworden, sondern stand nur unter einem dämonischen Bann, wie auch die anderen Menschen.

Es gibt Griffe, aus denen kann man sich nicht lösen, ohne einen Armbruch zu riskieren. Suko kannte diese, und in so einem Griff hielt er mich umklammert.

In gebückter Haltung stand ich vor dem blauen Skelett und mußte zugeben, daß ich in diesem Augenblick der große Verlierer war.

Keiner der anderen Menschen hatte sich gerührt. Noch immer lagen sie bewegungslos am Boden, und wir standen auf einigen Körpern.

Als das blaue Skelett sah, wie schlecht es mir ging, da nickte es zufrieden. Abermals trafen mich seine Worte, als es sagte: »Ich habe dich gewarnt und auch gefragt, ob du dich nicht auf meine Seite stellen wolltest. Du hast aber abgelehnt und somit deine letzte Chance nicht ergriffen. Deshalb wirst du auch die Folgen für das tragen, was gleich geschieht. Ich werde dich Kalifato als erstes großes Opfer weihen, damit du erkennst, wie stark die Macht der Großen Alten ist, die kein Irdischer durchbrechen kann. Sie beherrschen die großen Dimensionen, und sie beherrschen auch die Leichenstadt, denn nur sie

bestimmen, wer sie betreten darf. Die Existenz des Schlüssels ist lange Zeit als ein großes Geheimnis gehütet worden, denn es sollte einen Zutritt von dieser Welt zur Leichenstadt geben, damit wenige Auserwählte den Zugang zu ihr haben. Du gehörst nicht zu den Auserwählten, denn du bist ein Feind der Leichenstadt und somit ein Feind der Großen Alten, und diese Feinde werden getötet.«

Das Skelett sprach mit einer Stimme, in der keinerlei Emotionen mitschwangen. Für diese Horror-Figur war es eine beschlossene Sache, daß ich mein Leben verlieren sollte, und wenn ich mich so umschaute, dann sah ich in der Tat keine großen Chancen, die nächsten Stunden zu überleben. Zudem stand noch Suko, mein Partner, auf der falschen Seite. Das Schicksal hatte sich wieder einmal gegen mich gestellt.

Aber was wollte das blaue Skelett mit den Menschen? Danach mußte ich noch fragen.

Es fiel mir schwer, die passenden Worte zu finden, zudem hatte Suko meinen Arm so hart nach oben gebogen, daß ich noch Schmerzen verspürte. Meine Frage klang aus diesem Grunde auch gepreßt, als ich mit stockenden Worten sagte: »Was aber haben die Menschen aus Darkwater mit den Plänen der Großen Alten zu tun? Hättest du sie nicht in Ruhe lassen können?«

»Nein, denn sie sind ein Geschenk an Kalifato. Er brauchte Menschen, denn er ist der Todesbote. Jeden Tag verschwinden Hunderte von Menschen in der Welt. Einige davon fallen einem Verbrechen zum Opfer, andere wiederum werden Kalifato geopfert und in eine andere Dimension, in die Leichenstadt, geschafft. Nur wenn Kalifato Menschen bekommt, kann er so bleiben wie er ist.«

Was das Skelett ein wenig umschrieben hatte, konnte man auch in einfache Worte kleiden.

Kalifato war ein Kannibale!

So also sah der erste Kontakt mit den Großen Alten aus, und ich muß ehrlich gestehen, daß ich Angst bekam. Aber noch war es nicht so weit, ich hatte Kalifato nicht einmal gesehen und fragte das blaue Skelett, wo er denn stecke.

»Er ist da!« bekam ich zur Antwort.

»Dann muß ich blind sein.«

»Hast du das grüne Licht nicht gesehen. Es ist überall, es bedeckt den Himmel, es fällt wie ein magischer Regen auf die Menschen nieder und zieht diese in seinen Bann. Das grüne Licht ist Kalifatos Schatten, der die Welt umspannt. Er kommt aus einer anderen Dimension, aus der Leichenstadt, die sich zusammen mit ihren Bewohnern daranmacht, das Dunkel der Vergangenheit wie einen langen Mantel abzustreifen. Die Menschheit soll wieder erfahren, daß es die anderen gibt, die Großen Alten und auch die Leichenstadt. Sie wird es erfahren, und sie wird vor Angst vergehen, denn die Leichenstadt und

ihre Bewohner sind schlimmer als das Jüngste Gericht.«

So wie er mir das sagte, glaubte ich es fast, ich hatte dieser Antwort auch entnommen, daß er nicht mehr gewillt war, sich weiter mit mir zu unterhalten, denn er schüttelte unwillig seinen blauen knöchernen Schädel und deutete mit seinem Arm in die Runde.

»Noch liegen sie hier, aber ich will, daß sie sich erheben.«

Kaum hatte er die Worte gesprochen, als der geheimnisvolle Kristall in seiner Hand aufleuchtete, sein Schein sich gedankenschnell ausbreitete und sich wie ein Schleier über die am Boden liegenden Menschen legte, die einmal Kalifatos Opfer werden sollten.

Auch ich spürte die Auswirkungen des Kristalls. In meinem Schädel entstand wieder das dumpfe Gefühl, das leichte Brausen, eine Folge des Ansturms einer gefährlichen uralten Magie, der ich nur gewachsen war, weil ich das Kreuz vor meiner Brust trug, das einen Großteil der Magie absorbierte.

Weshalb mein Kreuz reagierte, wußte ich nicht. Es war noch ein Phänomen, wie so manches, was sich um das Kruzifix drehte, wobei ich sicher war, daß ich das Rätsel eines Tages lösen würde, falls ich dann überhaupt noch lebte, denn momentan standen meine Chancen mehr als schlecht.

Der blaue Schein erfüllte die gesamte Höhle. Er verbreitete eine seltsame, nicht erklärbare und faßbare Atmosphäre, ließ die auf dem Boden liegenden Menschen geisterhaft bleich erscheinen, so daß sie mich an Puppen erinnerten, die man angestrichen hatte.

Da rührten sich die ersten.

Ich bekam mit, wie die Körper zuckten. Hier und da hob sich langsam ein Arm oder auch ein Bein. Wie Pfähle stachen sie in die Höhe, schienen noch zu zögern oder an unsichtbaren Bändern zu hängen, denn sie zuckten ein paarmal auf und nieder.

Das Erwachen dauerte seine Zeit. Ich stand weiterhin in der gebückten Stellung, und Suko hielt meinen Arm hoch, den er mir brechen konnte, wenn ich mich falsch bewegte.

Jetzt versuchten die ersten aufzustehen. Zuerst hoben sie ihre Köpfe. Auch dicht vor mir kam ein Mann in die Höhe. Er hatte dunkles Haar, sein Gesicht war schmal geschnitten, die Augen groß, und mir schien es, als wüßte er nicht, wo er sich befand. Er kam mir vor wie jemand, der aus tiefem Schlaf erwacht, sein rechter Arm bewegte sich, er streckte ihn aus, und die gespreizte Hand tastete über die Körper, die neben ihm lagen. Irgendwie fand er auch den nötigen Halt, den er brauchte, um sich aufzurichten.

Langsam kam er hoch.

Mit den Füßen stemmte er sich auf den Rücken seiner Mitbewohner ab, die sich ebenfalls bewegten, so daß der Mann anfing zu schwanken, sein mühsam erworbenes Gleichgewicht verlor und

wieder hinfiel. Sofort danach startete er erneut einen Versuch, zusammen mit einer Frau, die sich an ihm festklammerte, so daß sie sich gegenseitig halfen, auf die Beine zu kommen.

Auch unter mir bewegten sich die Körper. Ich hatte ebenfalls Schwierigkeiten, stehenzubleiben, auch Suko, der mich gepackt hielt, und er lockerte unfreiwillig seinen Griff.

Das merkte ich sehr genau. Wenn das hier keine Chance war, um freizukommen, würde ich nie wieder eine kriegen.

Ich wartete noch eine Sekunde, dann griff ich an!

***

Mit einem heftigen Ruck riß ich meine Hand aus der Klammer, die Suko um mein Handgelenk gebildet hatte. Plötzlich konnte ich den rechten Arm wieder bewegen und warf mich vor, denn ich wollte weg aus der unmittelbaren Reichweite des Chinesen.

Auf einem normalen Boden wäre dies ausgezeichnet gelungen, hier aber hatte ich meine großen Schwierigkeiten. Mittlerweile waren alle Menschen erwacht, und sie wollten zur gleichen Zeit in die Höhe kommen, so daß sie sich nicht nur gegenseitig behinderten, sondern auch mich, der ich voranwollte.

Es tat mir irgendwie leid, gegen diese Leute hart vorzugehen, doch eine andere Möglichkeit sah ich nicht. Ich mußte frei- und wegkommen, wenn ich noch etwas erreichen und die anderen unter Umständen retten wollte.

Zumeist konnte ich mit den Füßen zutreten und mir einigermaßen freie Bahn verschaffen.

Vor mir sah ich das Skelett. Ich hörte sein Schreien, es trieb die Diener des Kalifato an. Auf keinen Fall sollte mir die Flucht gelingen, und ich sah auch den Kristall in den Knochenhänden, der jetzt in einem strahlenden intensiven Blau leuchtete, das so grell war, um mir Tränen in die schmerzenden Augen zu treiben.

Es blendete mich.

Ich konnte meine ursprüngliche Richtung nicht mehr beibehalten und drehte mich nach links, denn dort hatte ich inzwischen einen zweiten Ausgang entdeckt.

Es war der, der zum Wasser führte. Meine einzige Chance. Ich mußte in die Fluten hechten und versuchen, meinen Verfolgern davonzuschwimmen.

Immer mehr Menschen erhoben sich. Und sie begriffen, daß ich ihr Feind war und wegwollte.

Arme und Beine streckten sich mir entgegen. Man wollte mich aufhalten, ich sollte nicht fliehen, und ich griff hart durch. Meine Fäuste arbeiteten wie Dreschflegel, dabei hielt ich Ausschau nach Suko, denn vor seinen Kräften hatte ich am meisten Angst.

In den nächsten Sekunden glich das Innere dieses Bootsschuppens einem Tollhaus.

Da gellten Schreie, da hörte ich die dumpfen Befehle des blauen Skeletts, sah Körper vor mir hochwachsen, schaute in verzerrte Gesichter und spürte auch den Ansturm der fremden Magie in meinem Kopf, die sich wie kleine Nadelstiche in mein Gehirn bohren wollte, um mich zur Aufgabe zu zwingen.

Die Hälfte der Strecke hatte ich etwa geschafft, aber ebensoviel lag noch vor mir.

Plötzlich sah ich eine hünenhafte Gestalt. Zuerst dachte ich an Suko, denn der Mann war ebenso breit wie mein Freund und Partner. Der Bursche hatte den Arm halb erhoben, er wollte seine Faust auf die Reise schicken und tat es auch.

Wenn mich der Schlag getroffen hätte, bei Gott, ich hätte ihn wohl kaum überlebt, doch es gelang mir, noch rechtzeitig den Kopf zur Seite zu nehmen.

Es war ein Reflex, und ich hatte dabei sagenhaftes Glück.

An der rechten Kinnseite spürte ich noch die Knöchel, als sie mich streiften, dann warf ich mich mit gesenktem Kopf vor, ging in den Mann hinein und wuchtete ihn zurück.

Er fiel auf zwei andere Menschen, die sich soeben erheben wollten und deren Körper für mich eine Brücke bildeten, über die ich laufen konnte. Meinem Ziel kam ich so ein Stück näher.

Der Ausgang war nicht mehr weit entfernt. Ich sah schon den kleinen Steg, der sich an das Bootshaus anschloß. Er wirkte für mich wie ein Fanal der Hoffnung. Alles wollte ich daransetzen, um ihn zu erreichen. Ich vergaß die Schmerzen, ich kümmerte mich nicht mehr um diese fremde Magie, sondern war zu einem kämpfenden Roboter geworden, der kein Pardon kannte.

Wie viele Menschen ich zur Seite schleuderte, bekam ich nicht mit. Ich schlug in die Körper, traf Gesichter, führte Rundschläge aus und kämpfte mich verbissen weiter.

Mein Ziel mußte ich erreichen, oder ich ging in diesem verdammten Chaos unter!

Auch meine Füße nahm ich zu Hilfe, trat dabei um mich wie ein bockender Gaul, verschaffte mir durch Rundschläge Platz, fiel hin, kam wieder hoch und wühlte mich weiter.

Plötzlich spürte ich Planken unter meinen Füßen. Ein erster Hoffnungsfunke, daß ich mich dicht vor meinem Ziel befand. Jetzt konnte und durfte mich nichts mehr aufhalten, denn dann wäre alles umsonst und vergebens gewesen.

Ich kam durch.

Verdammt, Freunde, ich schaffte es.

Plötzlich sah ich nur noch einen Gegner vor mir. Inzwischen hatte

auch der Lichtschein gewechselt. Mehr Tageslicht fiel gegen mich und den Mann vor mir.

Er kippte mir entgegen.

Dabei erwischte ihn mein fürchterlicher Haken, der ihn auf die rohen Holzplanken warf.

Der Steg!

Schon sah ich ihn vor mir, und er wirkte auf mich wie eine Rettungsplattform. Ich preßte die Lippen zusammen, holte noch einmal den Rest an Kraft aus meinem Körper, schleuderte mich voran, schrie dabei, lief die nächsten Schritte, wobei meine Füße einen harten Rhythmus auf die Bohlen trommelten, sah plötzlich das Wasser vor mir und stieß mich mit einem gewaltigen Sprung ab.

Für eine endlos lange Sekunde, wie mir schien, lag ich in der Luft, bevor der Körper einen Bogen beschrieb, und ich mit meinen ausgestreckten Armen zuerst in die schwarzen Fluten tauchte.

Dunkel und kalt war das Wasser des Sees. Für mich aber wirkte es erfrischend nach diesem verzweifelten Kampf. Bevor ich lossprang, holte ich tief Luft. So lange wie möglich hielt ich sie an und schwamm dabei immer weiter von dem Bootssteg weg, denn ich wollte eine möglichst große Distanz zwischen mich und meine Gegner bringen.

Mit gewaltigen Schwimmstößen kraulte ich unter Wasser weiter, aber irgendwann war Schluß. Ich mußte auftauchen, der Luftmangel zwang mich dazu.

Ich kam wieder hoch, mein Kopf schnellte aus dem Wasser, ich saugte gierig die Luft ein, keuchte, spie Flüssigkeit aus, schleuderte mir die nassen Haare aus der Stirn und schaute mich um.

Ich hatte wirklich ein gutes Stück zurückgelegt und war instinktiv dorthin geschwommen, wo auch die Boote lagen. Die Entfernung zu ihnen und dem Bootshaus, wo ich fast mein Leben verloren hätte, war ungefähr gleich.

Keiner war mir gefolgt. Zahlreiche Menschen drängten sich auf dem Bootssteg, der für sie eigentlich zu schmal war. Auch das Skelett war herausgekommen, und ich sah Suko.

Er stand neben dem blauen Skelett. Selbst aus dieser Entfernung war zu erkennen, daß das Gesicht meines Partners grün schimmerte.

Ihn hatte es voll erwischt.

Es dauerte einige Sekunden, bis ich richtig begriff, daß keiner daran dachte, mir zu folgen. Sie schauten auch kaum zu mir, standen dort wie eine schweigende Wand und blickten von mir aus gesehen schräg nach links zum Himmel hoch.

Ich sah auch den schmalen blauen Streifen, der aus dem Kristall drang, den das blaue Skelett in den Knochenfingern hielt und schräg in den Himmel über dem Wasser hineinstieß.

Warum? Das mußte doch einen Grund haben.

Ich vollführte einige Schwimmbewegungen und drehte mich dabei in die Richtung, in die auch der Strahl wies.

Sofort sah ich den Grund, weshalb alles dorthin schaute.

Über dem See, fast mit dem Himmel verwachsen, schwebte ein gewaltiges Gesicht. Ein immenser Kopf, schaurig anzusehen und ein Zentrum inmitten des grünen Lichts.

Es gab keinen Zweifel für mich, wen ich da vor mir hatte.

Kalifato!

***

Der Anblick überraschte mich so sehr, daß ich vergaß, Wasser zu treten, etwas in die Tiefe sank und die Wellen des Sees meinen Kopf überspülten. Doch schnell kam ich wieder in die Höhe, hielt mich auf der Stelle und schaute dorthin, wo sich Kalifato zeigte.

Zum erstenmal sah ich einen der Großen Alten. Und so hätte ich mir eine Begegnung mit ihnen nicht vorgestellt, denn ich war ziemlich hilflos, so daß mir der Vergleich zwischen der Maus und dem Elefanten automatisch einfiel.

Nicht einmal festen Boden hatte ich unter den Füßen, als ich Kalifato über mir sah.

Noch nie hatte ich einen so großen Schädel gesehen. Das Gesicht schillerte grün. Die Schlitzaugen waren schlangenförmig gebogen, der Mund dicklippig, für den die Bezeichnung Maul treffender war.

Und es lag eine Grausamkeit im Blick, die mich erschreckte.

Uralt war dieser unheimliche Dämon oder Götze, der sich von Menschen ernährte.

Der Todesbote…

Mich schauderte, als ich an diesen Begriff dachte, und mir wurde klar, daß meine Chancen abermals gesunken waren, denn nun würde er selbst in den Kampf eingreifen.

Noch tat er nichts. Er hielt sich ruhig und beobachtete nur, bis ein gellender Ruf über das Wasser hallte und ihn erreichte.

»K-a-l-i-f-a-t-o!«

Zahlreiche Kehlen schrien seinen Namen, wollten auf sich aufmerksam machen, und der unheimliche Dämon, der aus einer anderen Dimension in diese Welt gekommen war, drehte gemächlich den mächtigen Kopf, wobei er seine Blicke auf die versammelten Diener richtete.

Noch einmal riefen sie. Er sollte sie anhören, denn sie gehörten zu ihm, waren bereit, alles zu tun.

Kalifato reagierte.

Er tat dies in einer Weise, die mich erschreckte und bewies, wie grausam und unerbittlich die Dämonen der Urzeit waren.

Kaum war der Ruf verhallt, als sich der Strahl, der aus dem Kristall

drang, verstärkte. Er schlug einen langen, blauen Bogen, der dort endete, wo sich Kalifatos Gesicht befand.

Und plötzlich erlebte ich das gleiche wie damals in Spanien, als die unheimliche Strahlenmagie aktiviert wurde und wir Doreen Delano verloren.

Ein gewaltiger Sturmwind brauste aus dem Nichts kommend auf, peitschte über das Wasser, warf es zu gewaltigen Wellen hoch, die mich zwangen, heftige Schwimmbewegungen zu machen, damit ich nicht überspült wurde.

Der Wind war nur der Vorbote, das eigentliche Ereignis trat erst wenig später auf. Bevor eine anrollende große Welle mich herumwerfen konnte, bekam ich mit, wie Kalifato sein Maul öffnete und die Lippen dabei so weit auseinanderzog, daß fast die Hälfte des Gesichts ein einziger Schlund war.

Eine Öffnung, eine Höhle, der Eingang zum Inneren des Dämons.

Dann war die Welle da. Ich konnte nichts mehr sehen, mußte warten, bis sie wieder weggerollt war, und danach hatte ich erst freies Sichtfeld.

Meine Augen wurden starr, denn was ich da erkannte, war so grauenhaft, daß sich mein Verstand weigerte, es aufzunehmen.

Wieder einmal bewies der magische Strahl seine ungeheure Kraft.

Er riß die Menschen, die auf dem Bootssteg standen, von den Beinen, schleuderte sie zuerst in die Luft, wobei sie sich überschlugen und gegeneinander stießen, bevor sie richtig in den unheimlichen Sog gerieten, der sie packte, nicht mehr losließ und sie dem gewaltigen Gesicht oben am grün schimmernden Himmel entgegenschleuderte.

Es war schlimm.

Die Menschen, acht an der Zahl, konnten sich nicht wehren, der Sog riß sie weiter, sie schlugen mit Armen und Beinen um sich, aber sie stoppten das Unheil nicht.

Kein Schrei drang aus ihrer Kehle, kein Laut des Entsetzens oder der Angst. Der gesamte Vorgang lief in einer geisterhaften Lautlosigkeit vor meinen entsetzt aufgerissenen Augen ab.

Ich konnte sie einfach nicht schließen, und so bekam ich mit, wie die Menschen der Reihe nach in dem weit aufgerissenen Maul des unheimlichen Dämons verschwanden.

Kalifato war ein Kannibale!

Das wurde mir in diesen schrecklichen Augenblicken deutlich. Sie hatten keine Chance, er aber wollte die Opfer, und er bekam sie, denn seine Magie arbeitete perfekt.

Als letzte in der langen Reihe aus Menschenleibern befand sich eine Frau. Sie schien irgendwie begriffen zu haben, daß es einem endgültigen Schluß entgegenging, jedenfalls warf sie sich innerhalb des blauen Strahls herum, streckte ihre Arme aus, als wollte sie sich

noch festklammern, aber da gab es nichts, woran sie sich hätte halten können, der Sog war zu stark, und er riß sie in den unheimlichen Rachen des Dämons Kalifato.

All diese Vorgänge hatte ich entsetzt mich anschauen müssen und war wie vor den Kopf geschlagen. Aber die ganze Sache war noch nicht beendet. Das blaue Skelett geriet zwar nicht selbst in den Sog, dafür der Stab, den es festhielt.

Wo er und der Strahl sich trafen, blitzte es ein paarmal grünblau auf, gewaltige Kräfte zerrten an dem Schlüssel zur Leichenstadt, bildeten über ihm einen rasanten Wirbel und sorgten dann mit gewaltiger Kraft dafür, daß der Knochenmann den Schlüssel loslassen mußte.

Auch der Kristall nahm den Weg wie zuvor die acht Menschen. Er trudelte in den Sog hinein, wurde weitergerissen und auf das Maul zugeschleudert, wo er schließlich verschwand.

Jetzt hatte Kalifato sein Ziel erreicht. Der Schlüssel zur Leichenstadt befand sich wieder in seiner Obhut. Keinem von uns würde es wohl gelingen, an den Schlüssel heranzukommen, die Chance war vertan.

Das sah ich sehr wohl als Realist ein, und ich fragte mich, was Kalifato jetzt noch alles vorhatte.

Daß ich sein Gegner war, das wußte er. Also wäre es für ihn ein Leichtes, mich auch in den gewaltigen Sog zu schleudern, damit ich in seinem Rachen verschwand.

Allerdings vertraute ich auf mein Kreuz. Es hatte mich bereits mehrmals gegen die unheimliche Magie in Schutz genommen, vielleicht schaffte es dies auch bei dem Wesen aus der Urzeit.

Zunächst einmal wurde ich von einem schaurigen Ereignis abgelenkt. Hatte ich die Menschen noch vor kurzer Zeit in dem Rachen des Unheimlichen verschwinden sehen, so spie er sie jetzt wieder aus.

Als Skelette…

Es war ein Gefühl, das man nicht in Worte fassen kann. Vielleicht paßte ein Begriff.

Entsetzlich…

Dieser gewaltige Rachen spuckte die Knochenteile aus, wobei ich Schädel, Arme, Beine und Gelenke erkannte. Während sie sich noch innerhalb des Scheins befanden, da wurden sie auch mit dessen Farbe übergossen, dann, als sie ihn verließen, sah ich ihre eigentliche Farbe.

Sie waren bleich.

Nicht weit von mir entfernt fielen sie in die dunklen Fluten, wobei sie nicht sofort versanken, sondern auch dicht unter den Wellen schwammen, wobei sie hell durch die Wellen schimmerten.

Das war Kalifatos Rache. Ich hatte erlebt, daß er den Namen Todesbote nicht zu Unrecht trug.

Die anderen waren begeistert. Sie standen dichtgedrängt auf dem Steg, hatten ihre Augen aufgerissen, die Arme ausgestreckt, als

wollten sie freiwillig sich dem Dämon hingeben.
Grauenhaft…
Und auf sämtlichen Gesichtern sah ich den grünen Schein. Kalifato hatte sie voll in seiner Gewalt.
Auch Suko. Er stand in der vordersten Reihe. Breitbeinig hatte er sich aufgebaut, mich erinnerte er in seiner Haltung an einen Wettkampfschwimmer, der jeden Augenblick starten konnte.
Das Skelett sagte etwas zu dem Chinesen.
Suko nickte.
Die beiden schienen mir ein Herz und eine Seele zu sein. Suko gehörte zur anderen Seite, davon biß keine Maus den Faden ab, und da machte ich mir auch nichts vor.
Das Skelett leuchtete nicht mehr so stark wie zuvor, als es noch den Kristall gehalten hatte. Die Knochen leuchteten weiterhin blau, aber für mich war das Zurückgehen dieser blauen Aura ein Zeichen der Kraftlosigkeit.
Gern hätte ich meinen Bumerang jetzt gehabt, denn die Chance war günstig, dem Knochenmann den beinernen Schädel abzusensen.
Doch Suko besaß die Waffe.
Als wäre es eine Gedankenübertragung gewesen, so holte er den Bumerang plötzlich hervor und wog ihn in der Hand.
Ein Splitter schien mir ins Herz zu fahren. Plötzlich bekam ich Angst, denn es lag auf der Hand, daß Suko den Bumerang auf ein menschliches Ziel, auf mich, schleudern wollte.
Er fixierte mich.
Obwohl uns eine ziemlich große Entfernung trennte, glaubte ich, seine kalten, gefühllosen Augen zu erkennen, die mich anstarrten.
Der Chinese nahm Maß, holte dann aus, schwang den Arm wieder nach vorn und schleuderte die silberne Banane zielgenau auf meinen Kopf zu…

***

Das hatte ich noch nicht erlebt!
Mein eigener Freund und bester Kollege griff mich mit einer weißmagischen Waffe an, um mich zu töten. Daß Suko mit dem Bumerang umgehen konnte, hatte er schon des öfteren bewiesen, er beherrschte ihn nahezu perfekt.
Suko hatte den Bumerang hart geschleudert. Sehr spitz war der Winkel zur Wasseroberfläche. Und die silberne Banane wurde unheimlich schnell, war zudem zielgenau geworfen worden, so daß sie dort das Wasser berühren würde, wo sich auch mein Kopf befand.
Ich mußte weg.
Tauchen konnte ich nicht mehr, das hätte eine zu lange Zeit in Anspruch genommen, ich sah nur den huschenden silberfarbenen

Reflex dicht über der Wasseroberfläche und wuchtete meinen Körper nach rechts, damit ich wegkam.

Mit dem Kopf geriet ich unter Wasser. Es hatte mich kaum überspült, als der Bumerang bereits da war. Wo sich zuvor mein Kopf noch befunden hatte, hieb er in das Wasser. Er kam schräg von der Seite, drehte sich dabei, seine Geschwindigkeit wurde abgebremst, war aber trotzdem hoch genug, um mich noch zu treffen.

Dabei hatte ich das Gefühl, mein linker Arm wäre abgerissen worden. Hätte ich mich nicht unter Wasser befunden, ich hätte geschrien, so aber verbiß ich mir die Schmerzen und sackte wie ein Stein in die Tiefe, denn ich vergaß, Schwimmbewegungen zu machen.

Wieder einmal tauchte ich in den See, nur lauerte diesmal kein Ungeheuer auf mich, sondern eine andere Gefahr, die ich als wesentlich schlimmer einschätzte.

Es wurde ein verzweifelter Kampf. Den linken Arm konnte ich nicht bewegen, um mich herum verschwand auch der letzte Rest an Helligkeit, während ich dem Grund entgegensank, der hier nicht so tief war wie in der Seemitte.

Wenn ich nicht elendig ertrinken wollte, mußte ich etwas unternehmen. So weit es ging, riß ich die Augen auf, wollte sehen, was geschah und erkannte etwas Helles, das mir folgte und sogar noch schneller war, denn es befand sich plötzlich dicht in meiner Nähe.

Ich streckte den Arm aus, hatte Glück und fühlte den Bumerang zwischen meinen Fingern.

Obwohl ich mich mit dieser Waffe selbst beschwerte, kam sie mir wie ein Rettungsanker vor. Auf keinen Fall wollte ich ihn verlieren und steckte sie in meinen Gürtel, an ihren alten Platz.

Luftmangel!

Alles in mir schrie nach Sauerstoff, und als meine sich bewegenden Füße den schlammigen Grund aufwühlten, so daß dunkle Wolken entstanden, wurde mir klar, daß es die letzte Chance für mich war, wieder an die Oberfläche zu gelangen.

Ich schwamm.

Mit den Beinen stieß ich mich ab, bewegte sie dabei wie ein Frosch und konnte nur den rechten Arm zu Hilfe nehmen, da mein linker noch immer gefühllos war.

Unendlich lang kam mir die Strecke vor. Ich kämpfte verzweifelt gegen den drohenden Tod durch Ertrinken an, fand auch einen Rhythmus und wurde langsam der Oberfläche entgegengedrückt.

Der Auftrieb war in diesem flachen Gewässer nicht besonders, ich mußte mich sehr anstrengen, hielt die Augen weiterhin offen und sah um mich herum nur die Schwärze des Wassers, die hin und wieder von roten Kreisen vor meinen Augen durchbrochen wurde, ein Zeichen dafür, daß es mir dreckig ging, und mich der Luftmangel total

fertig machte.

Es war ein verzweifelter Kampf gegen die Zeit und gegen meine eigene körperliche Schwäche.

Wer würde Sieger bleiben?

Es wurde heller.

Krampfhaft versuchte ich, an etwas anderes zu denken, nur nicht daran, daß ich luftholen mußte, denn es kostete mich eine unmenschliche Anstrengung, meinen Mund geschlossen zu halten.

Wir wurden beim Yard auch psychisch trainiert. Vielleicht kam mir dieses Training jetzt zugute, diese Selbstbeherrschung, eiserne Disziplin, die unbedingt nötig war, um zu überleben.

Und ich schaffte es.

Plötzlich war es nicht mehr schwarz um mich herum. Helleres Licht traf meine Augen, über deren Pupillen ein Schleier aus Wasser lag.

Ich atmete.

Es war wie eine Explosion. Ein Luftholen, ein Saugen, Keuchen und Husten.

Mit meinen Kräften war ich am Ende, sorgte allerdings instinktiv dafür, daß ich nicht wieder unter Wasser geriet und bewegte automatisch meine Beine, wodurch ich an der Oberfläche gehalten wurde.

Die Wellen liefen gegen mich an, überrollten manchmal meinen Kopf. Wasser drang in meinen Mund, ich erbrach einen Teil, atmete und wischte mir die Augen frei.

Mit dem Auftauchen war auch wieder die Erinnerung zurückgekehrt. Noch befand ich mich nicht in Sicherheit. Mein Leben hatte ich zwar vorläufig gerettet, aber ich war noch immer umgeben von potentiellen Feinden, die mich töten wollten.

Mein Blick traf den Steg, der aus dem Bootshaus führte.

Er war leer.

Hoffnung durchzuckte mich. Hatten die anderen aufgegeben, weil sie damit rechneten, daß ich sowieso nicht mehr die Kraft besaß, dem Wasser zu trotzen?

Alles deutete darauf hin.

Bis ich zur anderen Seite schaute und den gewaltigen Schatten sah.

Ein Boot!

Und es kam direkt auf mich zu!

***

Wenn man vor einem normalen Fischerboot steht, sieht es relativ klein aus. Sieht man es jedoch aus meiner Perspektive, da kommt einem das Boot wie ein Ungeheuer vor.

So erging es mir jedenfalls, und ich bekam eine schreckliche Furcht, denn der Schatten wurde noch größer, je mehr sich das Boot meinem

Standort näherte.
Der Bug war riesig. Er teilte sich, die Mitte erinnerte mich an ein gewaltiges, stumpfes Messer oder an einen Berg, der mich überrollen würde, wenn ich nicht wegschwamm.
Ich sah auch Suko und das Skelett. Abermals standen sie nebeneinander. Sie hatten die Führungspositionen eingenommen, den Platz am Bug und schauten nach unten auf die Wasserfläche. Ich glaubte auch, schwach das Tuckern eines Motors zu hören.
Konnte ich noch weg?
Abermals zwangen die anderen mich zu einer wahren Verzweiflungstat. Ich warf mich nach rechts, durchpflügte mit einer Hand das Wasser und wollte dem Ufer entgegenschwimmen.
Nicht einmal eine Steinwurfweite war es entfernt. In meiner Lage allerdings zu weit. Wenn mich der Kiel des Bootes nicht erwischte, dann taten es die anderen.
Schon wurde ich von den Bugwellen gepackt, hochgehievt und wieder zurückgedrückt. Das Wasser überrollte mich, ich kam mit dem Kopf über die Oberfläche, und im nächsten Augenblick hatten sie mich. Sie machten es geschickt, sie fischten mich aus dem See wie ein Stück Treibholz.
Jemand hatte eine Leine oder ein Lasso geworfen, dessen Öffnung ich viel zu spät sah und hineinschwamm. Als ich es merkte, war es bereits zu spät, da hatten meine Feinde die Schlinge schon zugezogen, so daß ich unglücklicherweise auch mit beiden Armen festhing und nicht mehr an meinen Dolch herankam.
Eine zweite Schlinge flog vom Boot her im hohen Bogen auf mich zu. Sie senkte sich über meinen Körper.
Diesmal mußte ich alles widerstandslos mit mir geschehen lassen.
Auch als sie die zweite Schlinge zuzogen, so daß ich mir schon wie ein Paket vorkam.
Sie zogen mich mit. Eine weitere, gefährliche Tortur begann, denn das Boot hatte seewärts beigedreht, so daß wir auf das offene Gewässer hinausfuhren und das Ufer hinter uns ließen.
Die wollen dich ertränken!
Wie ein Blitzstrahl zuckte der Gedanke in meinem Gehirn auf, und meine Angst wurde abermals gewaltig. Es war kein Kielholen, wie man es in früheren Zeiten mit Seeleuten gemacht hatte, die sich etwas hatten zuschulden kommen lassen, man zog mich einfach weiter durch das schwarze Wasser, dessen Wellen mich nicht nur einmal überrollten und mich zwangen, immer wieder die Luft anzuhalten.
Wie lange diese Reise dauerte, konnte ich nicht sagen. Ich hatte jegliches Gefühl für die Zeit verloren. Ich sah nur das verdammte Wasser sowie hin und wieder die Bordwand, gegen die ich ein paarmal schlug.

Trotz meiner bescheidenen Lage fragte ich mich, ob es mir jemals gelingen würde, mich zu befreien und wie lange ich die Tortur noch durchhalten konnte.

Wann war der Punkt erreicht, wo nichts mehr ging?

Dann hob mich eine Welle hoch und drehte mich auf den Rücken.

Bevor ich abermals überspült wurde, gelang es mir, einen Blick zum Himmel zu werfen, wo noch immer drohend und grausam das unheimliche Gesicht des Dämons stand.

Nein, er hatte sich nicht zurückgezogen und wollte meine Niederlage bis zum Ende auskosten.

Daß der Schiffsmotor abgestellt worden war, bekam ich überhaupt nicht mit. Ich wurde erst aufmerksam, als die Stricke tiefer in meine Haut schnitten und ich aus den Fluten gehievt wurde, dabei gegen die Bordwand prallte, mir den Hinterkopf stieß, in die Höhe gerissen wurde, bis ich die Reling erreichte.

Da waren plötzlich zahlreiche Hände, die nach mir griffen und sich in meiner nassen Kleidung festhakten.

Ich lag auf der Reling, das Wasser rann über mein Gesicht, der Blick wurde klarer, und ich sah für einen Moment die grünlich schimmernden Köpfe der Dämonendiener über mir.

Auch Suko erkannte ich.

Auf seinen Lippen lag ein Grinsen, wie ich es bei ihm noch nicht erlebt hatte. So grausam, gemein und teuflisch. Er war es auch, der die anderen zur Seite drückte, mich erfaßte und in die Höhe hob, bevor er mich auf die Planken schleuderte.

Diesmal schrie ich, denn die Schmerzen jagten durch meinen Körper. Keiner kümmerte sich darum, niemand hatte Mitleid und erst recht nicht mein Freund Suko. Der Chinese stand vollends unter dem Bann des schrecklichen Kalifato.

Ich sah auch das Skelett.

Es fand seinen Weg vorbei an den Leibern der Menschen, und es hielt Stricke in der Hand, die über seine Knochenfinger liefen, weil es die Hände bewegte.

Völlig erledigt und deprimiert lag ich auf den Planken. Jemand hatte seinen Fuß auf meinen Körper gestellt. Der Schuh drückte gegen meine Brust, und ich sah auch meinen Freund Suko, der sich etwa in Kopfhöhe aufhielt und kalt auf mich herabstarrte.

Da ich viel Wasser geschluckt hatte, mußte ich husten. Einen Teil des Zeuges spie ich wieder aus. Es rann über mein Gesicht und bildete zu beiden Seiten Lachen.

Das Schiff schaukelte sanft auf den Wellen. Dieses sanfte Wiegen konnte ich überhaupt nicht vertragen. Mein durch das geschluckte Wasser malträtierter Magen spielte da nicht richtig mit, die Flüssigkeit drang wieder hoch, stieg mir in die Kehle, und mir wurde es

regelrecht schlecht.

Ich mußte würgen und konnte auch das Brechen nicht vermeiden.

Jemand säuberte mich, indem er mir Wasser über den Kopf goß, das er aus einem Eimer kippte.

»Hoch mit ihm!«

Das Skelett hatte den Befehl gegeben. Es war hier der Herr an Bord. Der Kapitän und die grünhäutigen Diener folgten augenblicklich seinen Anweisungen.

Sie bückten sich, ergriffen meine Arme und hievten mich in die Höhe. Als ich auf meinen Füßen stand, stellte ich fest, wie wacklig ich in den Knien war. Halten konnte ich mich nicht. Hätten mich nicht starke Hände festgehalten, wäre ich gefallen und auf die Planken geschlagen, so aber hielt man mich in der Senkrechten.

Alles drehte sich vor meinen Augen. Das Blut stieg mir durch den plötzlichen Übergang in den Kopf, es rauschte regelrecht, und ich sah meine Feinde nur noch als eine verschwommene Masse.

Daß man mir die Hände auf den Rücken riß, bekam ich nur im Unterbewußtsein mit, wie eine Marionette ließ ich alles willenlos mit mir geschehen. Jemand band mir die Hände auf dem Rücken fest. Ich wußte nicht einmal, wer es getan hatte, es war mir auch egal.

Einen harten Stoß bekam ich ins Kreuz. Die Wucht schleuderte mich nach vorn, und ich taumelte auf die Decksmitte zu, wo man mich bereits erwartete.

Vier Dorfbewohner umstanden den alten Segelmast, der sich in den grünen Himmel schob.

Jetzt wußte ich, was sie mit mir vorhatten. Sie würden mich an den Mast binden, als ein Opfer für Kalifato. Er konnte, wenn ich wehrlos war, mit mir machen, was er wollte.

Erinnerungen an einen Fall wurden wach, den ich auf der Totenkopf-Insel erlebt hatte. Damals war ich auch an den Mast eines Schiffes gebunden worden und hatte gegen Geisterpiraten gekämpft. [4]

Standen hier die Chancen für mich noch schlechter?

Alles deutete darauf hin.

Suko war es, der seinen Arm vorstreckte, mein Hemd in Brusthöhe zu fassen bekam und mich nach hinten gegen das harte Mastholz drückte. Ich wurde hart dagegengepreßt, spürte die Schmerzen in meinem Kreuz und biß die Zähne zusammen.

Dann fesselte man mich. Ich wurde nicht eingerollt wie ein Schinken. Nur die sowieso schon gefesselten Hände wurden an den Mast gebunden. Man drehte die Seile sehr hart zusammen, so daß mir fast die Tränen in die Augen schossen.

Gebunden blieb ich stehen.

Ich war wehr- und hilflos. Mein Blick glitt über Bord, hin zur Bugspitze, und ich sah meine Feinde, die sich vor mir aufgebaut

hatten, allerdings einen Zwischenraum ließen, damit mein Sichtfeld nicht beeinträchtigt wurde, denn ich sollte den sehen, der meinen Tod mit dem größten Vergnügen betrachten würde – Kalifato.

Sein Gesicht zeigte keinen Ausdruck. Ich sah ihm nicht an, ob er nun triumphierte oder alles gleichgültig aufnahm. Er blieb so, wie er schon zu Beginn gewesen war.

Es war müßig, erst groß über meinen Tod nachzudenken oder über die Art, wie ich sterben sollte. Ich hatte gesehen, wie Kalifato die Dorfbewohner in sein schreckliches Maul gerissen hatte. Dies war mit Hilfe des Strahls geschehen, dem die anderen nichts entgegensetzen konnten.

Und was konnte ich?

Noch weniger. Man hatte mich gefesselt, obwohl es eigentlich Unsinn gewesen war, denn wenn Kalifato mich packte, dann mußte er den Mast aus der Verankerung reißen.

Vielleicht hatten die anderen trotz allem Angst vor mir und mich sicherheitshalber angebunden.

Auf dem Schiff wurde es ruhig. Die Stimmen schliefen ein, niemand sprach ein Wort, jeder wartete auf das große Ereignis, auf die endgültige Vernichtung eines Feindes.

Das blaue Skelett, das mich bisher genau betrachtet hatte, drehte sich jetzt und schaute zu Kalifato hoch.

»Das ist unser größtes Opfer!« rief der Knöcherne seinem Herrn und Meister entgegen. »Nimm es an, großer Kalifato, damit du siehst, wie treu wir auf deiner Seite stehen.«

Der gewaltige Dämon gab keine Antwort. Ich hatte mich ein wenig erholt, zerrte an meinen Fesseln, aber sie waren zu fest gebunden, als daß ich eine Aussicht auf Erfolg gehabt hätte.

Ich blieb in der Haltung. An meine Waffen konnte ich ebenfalls nicht heran, und jetzt erschien mir die Fesselung in einem anderen Licht. Die hatten genau gewußt, was sie taten, denn mit meinem Kreuz hätte ich unter Umständen einen Erfolg erringen können. Ich fragte mich auch, aus welchem Grunde man mir die Waffen nicht einfach abnahm, doch man ließ mir die Beretta, den Dolch, das Kreuz und den Bumerang. Wahrscheinlich sollte alles mit mir verschwinden, eintauchen in die Dimension des Schreckens, wo es dann nie mehr gesehen wurde.

Wenn es tatsächlich so war, dann brauchten sich die Großen Alten auch nicht vor meinem Kreuz zu fürchten. Diese Annahme bereitete mir mehr Angst als meine eigene Lage, denn so sah die Zukunft verdammt miserabel für mich aus.

Einer der Männer verließ die linke Reihe, bückte sich und öffnete den Deckel eines kleinen Kastens. Als der Mann wieder in die Höhe kam, hielt er ein Messer in der Hand.

Es war eine Waffe, bei deren Anblick man Angst bekommen konnte. Die sehr lange spitze Klinge, ein wenig gebogen und dafür vorgesehen, Fische rasch und sicher zu zerteilen.

Unbewegt war das Gesicht des Mannes, als er auf das Messer schaute, dann den Arm hob und Suko die Waffe zuschleuderte, die dieser geschickt auffing.

Zwei Schritte machte der Chinese. Dann stand er vor mir. Er hatte den rechten Arm halb erhoben, die Klinge befand sich zwischen seinem und meinem Gesicht, und ich sah rechts und links vor mir die Augen meines Partners.

Da war kein Erkennen zu lesen, kalt und starr blickten die Pupillen. Er schaute mich an, als wäre ich für ihn ein völlig Fremder.

Ich öffnete den Mund und versuchte, seinen Namen zu sagen, aber ich bekam keinen Ton hervor. Nicht einmal ein müdes Krächzen, ich war zu fertig.

Hatte ich mich getäuscht? Sollte ich doch nicht Kalifato geopfert werden, sondern hatte man Suko als meinen Mörder bestimmt?

Beim Gedanken daran zog sich mein Magen zusammen, als hätte ich eine bittere Säure getrunken.

Ich dachte an eine ähnliche Situation. Damals hatte mich mein Freund Bill Conolly töten wollen. Allerdings war er nicht in den Bann der Schattenwesen geraten, ihn hatte man nur durch Erpressung dazu gebracht, mir die Mündung einer Waffe an die Stirn zu drücken.

Und jetzt Suko mit dem Messer.

Er richtete seinen Arm aus. Ich schaute jetzt haargenau auf die Spitze. Sie befand sich nur noch eine Handbreite von meinem Gesicht entfernt. Wenn Sukos Hand zuckte, konnte er meinen Kopf durchbohren.

Ich starrte ihm in die Augen. Versuchte dabei, ihm mit meinem Blick ein Zeichen zu geben, aber der Chinese reagierte überhaupt nicht darauf, statt dessen hörte ich, wie das Skelett einen Zischlaut ausstieß, sah, daß Suko den Kopf drehte und nickte.

Hatte das blaue Skelett den Mordbefehl gegeben?

Unbeschreiblich waren meine Gefühle. Sie vereinigten sich in meinem Innern zu einem Chaos, und es war auch die Angst, die wie ein loderndes Feuer in mir brannte.

Suko stieß nicht zu. Er hatte einen anderen Auftrag bekommen, schritt um den Mast herum und gelangte in meinen Rücken, was mir ebenfalls nicht gefiel, denn nun konnte mir mein Freund das Messer zwischen die Rippen stoßen.

Er tat es nicht.

Dafür machte er etwas anderes. Er löste mir die Fesseln. Ich spürte die Berührung der flachen Messerseite an meiner Haut und merkte auch den Ruck, mit dem mich Suko vom Mast losschnitt, ohne mich

dabei zu verletzen.

Die Hände waren nach wie vor gebunden, ich war auch noch kraftlos und fiel nach vorn.

Mit den Knien schlug ich auf, wobei es mir unter großen Mühen gelang, auch so hockenzubleiben und nicht aufs Gesicht zu fallen, denn noch mehr demütigen wollte ich mich vor den anderen nicht.

Den Grund dafür, daß Suko mir die Fesseln durchschnitten hatte, erfuhr ich Sekunden später. Aus reiner Menschenfreude hatte er es nicht getan, nein, er verfolgte eiskalt sein Ziel, das mit Kalifato eine gemeinsame Basis besaß.

Grün leuchtete es vor dem Maul des Dämon auf. Da ich meinen Blick erhoben hatte, konnte ich es genau sehen. Es war wie eine Wolke, die plötzlich auseinanderfächerte und einen gebogenen breiten Strahl produzierte, der wie ein Regenbogen vom Maul des Dämons her in Richtung See schoß und dort sein Ziel fand.

Das Schiff!

Abermals brauste zuerst der Sturm heran, wühlte das Wasser auf, warf Wellen hoch und schleuderte sie gegen die Bordwand, wo sie sich klatschend brachen.

Der Kahn geriet ins Schaukeln, mir drängte sich wieder der Magen hoch, es wurde mir schlecht, und ich sah den Strahl in rasender Geschwindigkeit auf mich zukommen.

Plötzlich bewegten sich auch die anderen. Sie blieben nicht mehr an Deck stehen, huschten zur Seite, um somit der Magie eine freie Bahn zu verschaffen.

Der Strahl traf genau.

Es war wie ein gewaltiger Orkan, als ich von ihm erfaßt und in die Höhe gehievt wurde. Da meine Hände gebunden waren, konnte ich mich nirgendwo festklammern, es nutzte mir auch nichts, mich schwer zu machen, die Gewalt des Gegners war einfach zu groß.

Als hätte man mich an den Schultern gezogen, so wuchtig wurde ich nach vorn geworfen, mein Körper streckte sich, und dann glitt ich wie auf einem schrägen Aufzug in die Höhe.

Wehrlos raste ich auf das Maul des unheimlichen Dämons zu…

***

Ich mußte wieder an Doreen Delano denken, als sie von dem Strahl erfaßt worden war. Damals hatten wir zum erstenmal die Magie der unheimlichen Leichenstadt zu spüren bekommen und waren zum Glück verschont geblieben.

Diesmal hatte *mich* der Strahl erfaßt, und ich erinnerte mich auch an Doreens Worte. Die Frau hatte uns gesagt, daß sie in der Leichenstadt ein grausames Schicksal erleiden würde, denn die Stadt holte sich all das zurück, was ihr einmal gehört hatte.

Doreen Delano ebenso wie den geheimnisvollen Schlüssel zu ihren Toren.

Und jetzt mich.

Es war ein unheimlicher Sog, der mich voranriß. Ich sah das Schiff unter mir verschwinden, wenn mich die Kraft mal auf den Bauch drehte, ich spürte Gedanken, die wild und grausam waren, und ich merkte auch das Brennen auf meinem Körper, dessen Ursprung innerhalb des Kreuzes lag, denn es war aktiviert worden und kämpfte gegen die andere, starke Magie an, ohne jedoch einen Erfolg verbuchen zu können.

Hätte ich die Geheimnisse meines Kreuzes voll gekannt, hätte ich mich vielleicht wehren können, so aber war mein Schicksal nicht mehr aufzuhalten, aus eigener Kraft konnte ich mich nicht befreien, und ich sah weit und breit keinen Menschen, der mir in meiner Lage geholfen hätte, Kalifato wollte mich, die Leichenstadt wollte mich.

Beide würden mich bekommen.

Zu einem Spielball der Kräfte war ich geworden. Ich wurde durchgeschüttelt, von einer Seite zur andern geschleudert, schlug mit den Beinen um mich und schrie meine Angst, Not und Verzweiflung weit hinaus, doch damit konnte ich den rasenden Flug nicht stoppen.

Wie lange es noch dauern würde, bis mich das Maul verschluckt hatte, wußte ich nicht. Die Zeit stand still, sie existierte nicht mehr, innerhalb dieses Strahls herrschten andere Gesetze.

Wieder wuchtete mich die immense Kraft herum. Ich kam so zu liegen, daß ich nach vorn und in das Maul hineinschauen konnte.

Gewaltig kam es mir vor. Der Vergleich mit dem Eingang einer Riesenhöhle fiel mir ein, wobei die Bezeichnung Scheunentor für die Größe des Mauls nicht ausgereicht hätte.

In der kurzen Zeitspanne, die mir zur Verfügung blieb, sah ich nicht nur den dunklen Schlund, der mir wie ein Dimensionstunnel vorkam, sondern auch einen Teil dessen, was dahinter lag.

Riesige Bauten, eine sandfarbene Landschaft, fratzenhafte Gestalten, groß wie die unheimlichen Monstren und legendären Gestalten aus den Sagen des Altertums, aber auch eine bodenlose tiefe Schwärze, durch die Körper wirbelten wie Kometen am Himmel.

Das erwartete mich also!

Und weiter ging die Reise. Vielleicht dauerte sie in Wirklichkeit nur Sekunden, mir kam die Zeit nicht nur doppelt so lange, sondern drei- oder vierfach vor.

Es war der reinste Psycho-Terror, der mich da voll traf und in seinen Bann zog.

Von dem übrigen Teil des Gesichts sah ich nichts. Mein Blick war voll auf den unheimlichen Rachen konzentriert, diese gewaltige Höhle, die immer größer wurde und für mich ein Beweis war, daß mir jetzt keine

Zeit mehr blieb.

Viele Menschen waren im Laufe der Jahrtausende von der Leichenstadt verschlungen worden.

Ich würde einer von ihnen sein!

Sah so vielleicht mein Ende aus?

Und da geschah etwas, womit ich wirklich nicht mehr gerechnet hätte. Von der rechten Seite her tauchte ein Schatten auf. Ich glaubte auch, einen gewaltigen, aus zahlreichen Kehlen stammenden Schrei zu hören, konnte mich ebensogut irren und versuchte den Kopf dorthin zu drehen, wo der Schatten erschienen war.

Einer Täuschung war ich nicht erlegen. Es war tatsächlich jemand gekommen, wie der berühmte Retter.

Ich kannte ihn aus einigen anderen Kämpfen, und er würde mir zur Seite stehen, denn es war der Eiserne Engel!

***

Aber konnte er es schaffen? Hatte mich der magische Sog nicht schon zu weit vorgerissen?

Diese Angst peinigte mich, und sie war stärker als die vor der Leichenstadt. Ich wußte ferner, daß der Eiserne Engel ein erklärter Gegner der Großen Alten war und ein Feind aller Dämonischen. Das hatte er schon oft genug bewiesen, auch im alten Atlantis, dessen Untergang ich miterlebt hatte, wobei ich Seite an Seite mit dem Eisernen Engel kämpfte, der bis zuletzt versuchte, das Auseinanderbrechen dieses Kontinents noch zu stoppen.[5]

Es war ihm nicht gelungen, aber er hatte die Zeiten überlebt und griff in der Gegenwart wieder in die Auseinandersetzung zwischen Gut und Böse ein.

Zum Glück, möchte ich sagen.

Er war ein harter, wilder, aber gerechter Gegner und Freund. Er haßte das Böse und bekämpfte es mit allen Mitteln.

Wie auch hier!

Gewaltig, monströs, unheimlich sah ich das Maul vor mir. Hätte ich meine Hände bewegen können, ich hätte schon hineinfassen können, so nahe war ich bereits.

Zu nahe?

Ich schrie vor Angst, denn der Sog wurde heftiger, das Brausen nahm zu, die schrecklichen Szenen innerhalb des Rachens traten deutlicher hervor. Ich sah ein Monstrum, das einen Mann mit beiden Händen hielt und auf seinen weit offenen Schlund zudrückte, um die Person zu verschlingen.

O Gott…

Und dann hörte ich die gewaltige Stimme, die wie Donnerbrausen an meine Ohren klang.

»Nein, Kalifato, nein!«

Der Eiserne Engel hatte geschrien. Es blieb nicht nur dabei, er handelte auch.

Dicht vor meinem Gesicht wischte etwas vorbei. Was es war, wußte ich nicht, alles ging viel zu schnell, aber nahe vor den Augen gab es grüne Lichtexplosionen, und ich wurde auch nicht mehr weiter nach vorn geschleudert, sondern stoppte hart mitten in der Bewegung, blieb aber nicht stehen und raste in die Tiefe.

Dieser plötzliche Fall wirkte wie ein Schock. Zuerst bekam ich ihn gar nicht richtig mit. Erst eine halbe Sekunde später merkte ich, daß ich mich in rasender Geschwindigkeit der Oberfläche des Sees näherte, die, wenn ich aus dieser großen Höhe aufprallte, hart wie eine Betonfläche wirken mußte.

Wie ein Springer ohne Fallschirm kam ich mir vor. Die Angst umkrallte mein hart schlagendes Herz, der Wind umtoste mich, ich vernahm dünne Schreie, sah die Ausläufer weiterer Lichtblitze und machte mich darauf gefaßt, auf der Wasseroberfläche zu zerschellen oder mir alle Knochen zu brechen.

Das geschah nicht, denn abermals griff der Eiserne Engel rettend ein. Wieder befand er sich an meiner Seite, ich sah ihn zuerst über mir schweben und auch seinen gewaltigen Flügel, der einen düsteren Schatten über mich warf.

Und dann griff er zu. Er machte es geschickt, flog unter mir, hob seinen Arm, stützte mich unter dem Rücken ab, so daß mein Fall in ein sanftes Gleiten überging und ich gerettet war.

Der Eiserne Engel behielt seine Position nicht bei. Er wechselte sie und umfaßte meinen Körper mit seinem gesamten Arm, so daß ich mich während des Flugs sicher fühlen konnte, als wir über dem See mit dem schwarzen Wasser dem Ufer entgegenflogen, wo sich auch die Straße nach Darkwater entlangwand.

Gleitend näherten wir uns dem Boden und setzten sacht auf. Der Eiserne Engel stellte mich auf die Füße, für einen Moment nur blieb ich stehen, dann wurde mir weich in den Knien, und ich fiel im Zeitlupentempo zusammen, weil es mir nicht gelang, auf beiden Füßen stehenzubleiben.

Schweratmend blieb ich im dichten Gras liegen und mußte mir erst einmal darüber klar werden, daß es das Schicksal trotz aller Anfechtungen noch einmal günstig mit mir gemeint hatte.

Ich lebte!

Das machte ich mir klar, und ein selten gekanntes Gefühl der Freude durchströmte mich, das allerdings sehr schnell verblaßte, wenn ich an Suko dachte und auch daran, daß noch nicht alles vorbei war. Kalifato existierte, auch seine Diener, die ihm bedingungslos gehorchen würden, wie ich erlebt hatte.

Auf der rechten Seite lag ich. Die Augen hatte ich weit geöffnet, sah dicht vor mir das dichte Gras und spürte, wie mich dessen Spitzen im Gesicht kitzelten. Ein Gefühl, das ich genoß, denn ich hatte nicht mehr damit gerechnet, es noch erleben zu dürfen.

Hinter mir lag ein verdammt harter Strauß. Nur allmählich erholte ich mich von ihm, auch mein Atem beruhigte sich nur langsam.

Die Lungen pumpten, ich öffnete den Mund, schloß ihn wieder, Gras geriet zwischen meine Zähne, das ich zerteilte und ausspie.

Dann spürte ich eine Berührung an der Schulter und eine wohlklingende Stimme erkundigte sich: »Bist du in Ordnung, John Sinclair?« Der Eiserne Engel hatte sich sehr schnell eine moderne Sprache angewöhnt.

Als Antwort winkelte ich die Arme an, drückte die gespreizten Hände auf den weichen Boden und stemmte mich in die Höhe. Auf Händen und Knien blieb ich hocken, dann erst kam ich auf die Füße.

Von einem leichten Schwindel blieb ich auch weiterhin nicht verschont, aber wer überwindet schon schnell das, was ich hinter mir hatte? Wohl kaum jemand. Ich stand so, daß ich auch über den See schauen konnte. Das Schiff war nicht in den Hafen oder ans Ufer gefahren, sondern lag noch weit entfernt und wiegte sich auf den Wellen, die sich nur allmählich beruhigten.

Auch der Himmel hatte seine seltsame grüne Färbung noch nicht verloren, nur das Gesicht wurde allmählich blasser, wenigstens hatte ich die Vermutung und sprach sie auch aus.

»Verschwindet Kalifato wieder?«

Der Eiserne Engel, er hatte wie ich auf den See geschaut, drehte den Kopf. Sein Gesicht schimmerte bronzefarben. Es war starr, und nur seine Augen lebten, in ihnen loderte ein wildes Feuer.

»Ich weiß nicht, ob er den Rückzug antritt, er hat mich gesehen und erlebt, daß mein Schwur in der Schlucht der stummen Götter Gestalt angenommen hat.«

»Schlucht der stummen Götter?« fragte ich. »Was ist das nun schon wieder?« Diese Frage hatte ich zu recht gestellt, denn ein neuer Begriff war aufgetaucht, mit dem ich nichts anfangen konnte.

»Es ist schwer und dennoch einfach, es dir zu erklären«, erwiderte der Eiserne Engel. »Die Schlucht der stummen Götter ist ein Refugium der weißen Magie. Dort sind die begraben, die damals das Gegengewicht zu den Großen Alten gebildet haben. Man findet dort keine Leichen, aber man sieht ihre Gesichter in die Felsen eingehauen. Es sind wissende, gütige und heilige Gesichter, denn sie haben sich gegen das Böse gestemmt. Sie verloren und müssen bis ans Ende aller Tage dort ihr Dasein fristen. Aktiv können sie nicht mehr in den Kampf gegen das Böse eingreifen, sie können allerdings warnen und Ratschläge geben, auch diese nur in begrenzter Form.«

»War Kalifato in der Schlucht?« wollte ich wissen.
»Nein, das kann ihm und den anderen Urzeitdämonen nicht gelingen. Die Schlucht ist durch eine magische Sperre abgeriegelt, durchbrechen kann man sie nicht, obwohl die Gegner es immer wieder versucht haben, letzten Endes aber gescheitert sind.«
»Wo liegt die Schlucht?«
Da verzog der Eiserne Engel seinen schmallippigen Mund zu einem Lächeln. »Den Platz kann man nicht genau bestimmen. Vielleicht zwischen den Zeiten oder den Dimensionen. Im Nirgendwo, wer kann das sagen? Ich finde immer hin, anderen bleibt der Weg verschlossen.«
»Auch mir?«
Der Eiserne Engel schaute mich an. »Das ist gut möglich«, gab er zu. »Denn die Schlucht der stummen Götter ist für die meisten eine Tabuzone. Du wirst da keine Ausnahme machen. Und noch etwas solltest du wissen. Den Göttern, deren Gesichter in der Schlucht sind, habe ich alles zu verdanken. Sie waren es, die mich erschufen.«
Ich war überrascht. »Du bist von ihnen…«
»Ja, das bin ich.«
»Aber dann hast du mehrere Väter, oder…«
»Nein, ich habe nur einen Vater.«
»Deine Mutter?«
»Darüber möchte ich schweigen. Vielleicht gibt es sie, vielleicht auch nicht. Möglicherweise erfährst du es eines Tages, dann wirst du um einiges schlauer sein, aber die Zeit ist noch nicht reif. Zunächst müssen wir Kalifato stoppen.«
»Geht das überhaupt?«
Darauf bekam ich keine Antwort. Für mich ein Beweis, daß auch der Eiserne Engel ratlos sein konnte. Er hatte Kalifato eine Schlappe beigebracht. Ich konnte mir vorstellen, daß dieser Dämon die Niederlage nicht so ohne weiteres hinnehmen würde. Zudem besaß er in den Dorfbewohnern seine Diener, die für ihn in den Tod gehen würden.
Der Eiserne Engel sprach, während wir am Ufer standen und auf den See schauten, ein heißes Thema an. »Ich habe Suko unter den Dienern gesehen. Kann das sein?«
»Leider muß ich diese Frage mit einem ja beantworten. Er ist in den Bann der anderen geraten.«
»War er nicht geschützt?«
»Nein, er trägt kein Kreuz.« Meine Stimme klang belegt. Fast traute ich mich nicht, die nächste Frage zu stellen. »Kann man ihn vielleicht retten?«
Der Eiserne Engel kannte mich. Er wußte, wie ich zu Suko stand, und er ließ sich Zeit mit seiner Erwiderung, damit er mir nur nichts Falsches sagte.

»Ich kenne Kalifato. Und ich weiß auch, daß seine Magie ungemein stark ist. Ferner gibt er keine Opfer frei, die sich einmal in seinen Krallen befinden. Ich glaube nicht, daß wir Suko helfen können, so leid es mir für dich und für ihn tut.«

Es waren harte, aber realistische Worte, und ich zeigte mich sehr gefaßt, als ich sie vernahm. Nur meine Hände ballten sich zu Fäusten, ein paarmal atmete ich tief durch, räusperte mir die Kehle frei und starrte über das Wasser, auf dessen Wellen sich das Fischerboot wiegte.

Keine Chance! hatte der Eiserne gesagt. Dann würde Suko ewig ein Diener des Kalifato bleiben. Somit hatten die Großen Alten bei ihrem ersten direkten Eingreifen gleich einen gewaltigen Sieg errungen. Wie die Mordliga so wurde auch das Sinclair-Team kleiner.

Erst Jane Collins, jetzt auch noch Suko.

Mein Gott, wie sollte das enden…?

»Das kann ich nicht hinnehmen!« flüsterte ich. »Es geht nicht. Ich kann Suko nicht in den Klauen dieser dämonischen Bestien lassen. Du mußt es verstehen. Ich will ihn befreien, denn er hätte an meiner Stelle ebenso gehandelt.«

»Gäbe es eine Chance, John Sinclair, ich hätte sie dir gesagt, glaube es mir.«

»Trotzdem…« Weiter konnte ich nicht sprechen. Aus brennenden Augen schaute ich hinüber zum Boot, sah die Gestalten mit den grünen Gesichtern und glaubte, auch Suko unter ihnen zu entdecken.

Suko war einer von ihnen!

Damit mußte ich fertig werden. Meine Kehle war zu, ein Wort bekam ich nicht hervor, während ich verzweifelt über eine Möglichkeit nachdachte, den Freund zu befreien.

Irgendwie mußte es doch gelingen. Ich konnte nicht einfach zusehen, wie die anderen meinen Freund und Partner unter ihre Knute zwangen. Nein, das war nicht möglich, mit mir sollte und durfte man das nicht machen.

Ich war an dem Punkt angelangt, der bei mir eine Trotzreaktion hervorrief. Mein schottischer Dickschädel kam da zum Durchbruch.

Wenn alles gegen mich stand oder war, sagte ich mir: Jetzt erst recht! Nun wird gekämpft!

Der Eiserne Engel merkte genau, was in mir vorging. »Keine übereiligen Entschlüsse, John Sinclair«, warnte er mich. »Du mußt dich vorsehen, darum bitte ich dich!«

»Ich will Suko. Egal wie!«

»Auch als Feind?«

Ich schaute dem Eisernen in die Augen. »Auch das. Ich will ihn auch als Feind und nicht in den Klauen der anderen lassen, wenn du verstehst, was ich meine.«

»Ja, das verstehe ich schon, aber laß dir gesagt sein, ich bin nicht umsonst so pessimistisch. Fast habe ich das gleiche Gefühl wie damals in Atlantis.«

Es war erschreckend für mich, als er mir diese Antwort gab. So kannte ich ihn in der Gegenwart nicht. Da war er ein Wesen, das nicht aufgab, das wild und entschlossen seinen Feinden entgegentrat und es auskämpfte. Aber jetzt…

Hatte der Eiserne Engel aufgegeben? Ich blickte ihn von der Seite her an, doch in seinem Gesicht las ich keine Reaktion. Es war und blieb unbeweglich.

Welche Gedanken mochten sich hinter dieser Stirn abspielen? Ich war kein Telepath, konnte sie nicht lesen, aber ich war fest entschlossen, nicht aufzugeben. »Ich unternehme etwas«, sagte ich mit trotziger Stimme.

»Und wie? Ein zweites Mal kann ich Kalifato nicht überraschen. Er ist gewarnt. In der Schlucht der stummen Götter hat er meinen Schwur wohl vernommen, ihn allerdings nicht ernst genommen. Nun nimmt er ihn ernst, er wird seine Magie einsetzen und uns…«

Der Eiserne Engel redete nicht mehr weiter, denn nun sprach der Dämon. Seine Stimme donnerte uns entgegen. Die Worte klangen wie Paukenschläge in meinen Ohren.

»Es gab Zeiten, da fürchteten sich unsere Gegner überhaupt gegen uns anzutreten, dann war die Leichenstadt lange verschollen. Jetzt kommt sie zurück, und die alten, grausamen Zeiten werden wieder anbrechen. Ich will meine Opfer, und ich werde sie bekommen. Der eiserne Engel hat es geschafft und mir das wichtigste Opfer entrissen, aber es war nur das Vorspiel. Ich bekomme dich, Sinclair, ich kriege alle, denn dem Todesboten ist keiner gewachsen.«

Oft hatte ich solche und ähnliche Worte gehört. Manchmal hatte ich darüber nur gelacht, doch als ich Kalifato anschaute, da war mir klar, daß ich nicht mehr lachen konnte. Er war zu mächtig, zu grausam, zu menschenfeindlich, und er führte das aus, was er sich einmal vorgenommen hatte.

Er würde und wollte töten!

Meine Kopfhaut zog sich zusammen, ich spürte den Schauder, der über meinen Rücken rieselte. Ich sah den Eisernen Engel an, der seine Hand auf den Schwertgriff gelegt hatte.

Auch er ahnte, daß etwas kommen mußte. Beide hatten wir uns nicht getäuscht, denn Kalifato wurde wieder zu einer grausamen Bestie. Einmal hatte der Eiserne Engel den grünen Strahl durch die Kraft seines Schwertes kappen können, aber der mächtige Dämon hatte Zeit gefunden, seine magischen Energien zu erneuern.

Und die setzte er ein.

Wir hörten das Fauchen, das entstand, als der Strahl vor seinen

Lippen aufplatzte, einen Bogen schlug und auf die Wasserfläche zusegelte. Nein, es war eine optische Täuschung, hervorgerufen durch unseren schrägen Blickwinkel.

Nicht die Wasserfläche wurde getroffen, sondern das Schiff. Und zwar voll.

»Er holt sich die Menschen!« schrie ich.

Die Worte hatte ich kaum ausgesprochen, als ich die Bewohner des Dorfes wie Puppen über das Deck rutschen und fliegen sah. Sie wirbelten durcheinander, gerieten in den verdammten Sog und wurden auf das Maul des Dämons zugerissen.

Diesmal lief der unheimliche Vorgang sogar noch schneller ab.

Ein gewaltiges Heulen, Pfeifen und Brausen lag in der Luft, als würden zehn Düsenjäger auf einmal über den See fliegen.

»So tu doch etwas!« brüllte ich dem Eisernen Engel zu.

Und der startete…

***

Es sah so gemächlich aus, wie er zuerst seine Flügel ausbreitete und den schweren Körper vom Boden erhob, dann aber, als er sich über dem Wasser befand, wurde er immer schneller, bekam ein ungeheures Tempo und war nicht mehr zu stoppen.

Ich stand hilflos am Ufer und mußte mit ansehen, wie der Kampf zwischen den anderen ausgetragen wurde.

So schnell und beweglich der Eiserne Engel auch war, gegen die dämonische Kraft des Kalifato kam er trotzdem nicht an. Seine Magie hatte das Schiff und vor allen Dingen die Menschen voll getroffen. Sie waren in den Strahl geraten, und ich sah die Körper darin wirbeln und sich überschlagen.

Mir wurde auch bewußt, in welch einer Gefahr ich schwebte, denn der Dämon brauchte den Strahl nur in Richtung Ufer zu schwenken, um mich voll zu erfassen.

Dann hatte auch ich keine Chance mehr, denn der Eiserne Engel konnte sich um mich nicht kümmern.

Mein Retter hatte den Dämon inzwischen erreicht. Das Gesicht schwebte so weit über dem See, daß selbst der Eiserne Engel nur noch als eine kleine Figur zu erkennen war. Ich zitterte und fieberte mit ihm, vielleicht konnte er noch die Hälfte der Menschen retten, denn die anderen waren inzwischen im Maul des Urzeit-Dämons verschwunden.

Es war eine falsche Hoffnung, denn Kalifato bewies erneut seine unglaubliche Stärke. Die Reaktion war im wahrsten Sinne des Wortes ein Orkan.

Wieder hörte ich das Heulen, der Wind fegte heran, ein Wind, der aus der Unendlichkeit oder einer anderen Dimension zu kommen

schien, und er fiel nieder auf den See, wo er nicht nur das Wasser aufwühlte, sondern die Wellen zu gewaltigen Fontänen drehte, die himmelan stiegen, aber nicht wieder zurücksanken, wie man es normalerweise hätte erwarten können.

Das Wasser änderte seine Form. Aus der Flüssigkeit wurde ein festes Material, und da das Wasser durch den Torf sehr dunkel war, formten die Fontänen gewaltige Säulen, die in der Luft stehenblieben und mich an riesige Finger aus Teer erinnerten.

Es waren nicht nur drei oder vier Fontänen, sondern wesentlich mehr. Sie bildeten einen gewaltigen Ring um das Schiff, Kalifato und auch den Eisernen Engel, der meinen Blicken nun endgültig entzogen war, so daß ich nicht mehr sehen konnte, wie er sich gegen seinen Feind verteidigte.

An ihren Enden falteten sich die Fontänen wie Pilze auseinander, wobei aus ihnen schreckliche Gestalten wuchsen, die feurige Schwerter trugen und diese in einem wahren Wirbel um ihre Köpfe drehten. Sie zeichneten Feuerringe in die Luft, die fauchten und knatterten, immer größer wurden, sich an den Rändern berührten und eine regelrechte Barriere bildeten, die keiner, wahrscheinlich auch nicht der Eiserne Engel, durchbrechen konnte.

Es war ein gewaltiges Bild. Zum erstenmal bekam ich etwas von der grauenvollen Magie einer fernen Zeit präsentiert und stellte fest, welche Hilfstruppen ein Dämon wie Kalifato besaß. Es waren Monstren, die ähnlich wirkten wie er. Auch grün mit zerlaufenden farbigen Streifen innerhalb ihrer Haut, und aus einer glatten Masse bestehend, die mich entfernt an Knetgummi erinnerte, denn sie bewegten sich auf diesen schwarzen Pilzen stehend seltsam langsam, aber in einem fortlaufenden Rhythmus.

Und der Eiserne Engel?

Vergeblich und verzweifelt hielt ich nach ihm Ausschau, ebenso wie nach Suko, der sicherlich in den unheimlichen Sog geraten war und sich längst in der Leichenstadt befand.

Sekunden dauerte dieser unheimliche Spuk. Dann fielen die ›Fontänen‹ plötzlich zusammen, wobei sie wieder zu Wasser wurden, das hoch aufschäumte, als die dunklen Massen wieder auf die ebenfalls schwarze Oberfläche des Sees klatschten.

Etwas blieb zurück.

Der grüne Strahl.

Und es befand sich noch eine Person darin. Trotz der Entfernung konnte ich sie erkennen, denn sie schwang wild und kraftvoll ihr Schwert, ohne jedoch den Strahl völlig zerstören zu können, denn diesmal hatte Kalifato alle Kräfte eingesetzt, die ihm zur Verfügung standen, und seine Magie so dicht gemacht wie möglich.

Der Engel hatte keine Chance.

Aus schreckgeweiteten Augen erkannte ich, wie er, die jetzt kleine Figur, in dem Riesenrachen eintauchte und von mir nicht mehr gesehen wurde.

Aus…

Kalifato hatte auch meinen letzten Helfer an sich gerissen. Jetzt konnte er sich mir zuwenden, und mir wurde bewußt, daß mir ein Duell auf Leben und Tod bevorstand. Dazu mit Chancen, die ich realistisch einschätzte.

Sie standen eins zu tausend gegen mich!

***

Ich wußte nicht, wie lange ich am Ufer gestanden und gewartet hatte, wobei ich mit der rechten Hand mein Kreuz umklammerte, als wäre es der letzte Rettungsanker.

Die Zeit spielte einfach keine Rolle mehr, sie war nebensächlich geworden, ich dachte nur daran, daß ich irgendwie davonkommen wollte, wobei ich aber keinen Plan besaß.

Der Strahl war ebenfalls verschwunden. Nur noch das Gesicht befand sich am Himmel. Und auch die Menschen sah ich nicht mehr. Waren es auch dämonische Diener, so hatte ich trotzdem irgendwie das Gefühl gehabt, nicht allein zu sein. Jetzt aber gab es keinen mehr, auf den ich mich verlassen konnte, alles hatte Kalifato an sich gerissen.

Ein leeres Schiff lag auf dem Wasser und wurde von den sich nur allmählich beruhigenden Wellen geschaukelt.

Allerdings ein Schiff, das fuhr!

Wie von Geisterhänden geschoben, bewegte es sich, drehte bei und nahm Kurs auf das Ufer, an dem ich stand.

Wieder einmal geschah etwas Unbegreifliches. Ich konnte den hellen Bart der Bugwellen erkennen, den das Schiff vor sich herschob, aber ich sah keinen Menschen, der am Ruder stand und den Kahn lenkte. Kein Segel war gesetzt, kein Wind konnte es aufblähen, und doch fuhr das Schiff.

Kalifato schaffte alles. Er war in der Tat ein ungemein mächtiger Dämon.

Meine Blicke schwankten zwischen dem gemächlich heranschaukelnden Kahn und dem Gesicht am Himmel. Das Maul hatte Kalifato wieder geschlossen. Nichts deutete darauf hin, was da noch vor kurzer Zeit mir geschehen war.

Ich war Zeuge dieses Vorgangs geworden, und ich konnte mir sehr gut vorstellen, daß Kalifato keinen dieser Menschen je wieder freigeben würde.

Auch den Eisernen Engel nicht.

Ihn hatte er ebenfalls verschluckt. Für mich war diese Tatsache mit am schlimmsten, wenn ich in Betracht zog, wie mächtig und stark der

Eiserne sich mir gezeigt hatte. Aber Kalifato war stärker.

Er hatte einen Gegner erledigt, nun machte er sich daran, auch den zweiten auszuschalten.

Und das war ich.

Der Dämon schickte das Boot. Zielstrebig näherte es sich dem Ufer, als würde ein Computer es führen. Es trieb über das dunkle Wasser, wobei es von unerbittlichen Augen des Kalifato beobachtet wurde.

Ich wartete ab, denn mir blieb in diesen Augenblicken wirklich nichts anderes übrig. Ich wollte genau wissen, was sich Kalifato ausgedacht hatte, deshalb war es müßig, selbst die Initiative zu ergreifen. Der andere wollte ja etwas von mir.

Das Boot geriet jetzt in flachere Gewässer. Wenn es so weiterfuhr, lief es irgendwann einmal auf den Grund, dessen war ich mir sicher.

Das geschah nicht. Der unsichtbare Steuermann wußte genau, was er zu tun hatte. Die weiße Bugwelle verlor ihre Farbe, der Kranz wurde schmaler und verschwand schließlich völlig.

Das Schiff fuhr nicht mehr.

Es dümpelte nur noch auf dem Wasser. Sein eigentliches Ziel war erreicht.

Ich schätzte die Entfernung ab. Vielleicht zwanzig Yards, mehr auf keinen Fall.

Was würde jetzt geschehen?

Ich ließ die vergangenen Minuten noch einmal vor meinem geistigen Auge Revue passieren. Die Menschen waren in den gefährlichen Sog geraten, mit ihnen auch der Eiserne Engel, aber ein Wesen hatte ich nicht innerhalb des Strahls gesehen.

Das blaue Skelett!

Natürlich konnte ich mich getäuscht haben, ebenso war es möglich, daß sich der Knöcherne noch auf dem Schiff befand.

Ich bekam die zweite Annahme sehr schnell bestätigt, denn das blaue Skelett zeigte sich.

Zuerst sah ich nur den schwachen Schein, wie er die hölzerne Reling berührte, danach erschienen zwei Knochenklauen, die sich auf das Holz legten, so daß ich das Gefühl hatte, als wollten sie den Körper heranziehen.

Der folgte auch. Er wuchs über die Bordwand des Schiffes hoch, und ich schaute direkt auf seinen blau schimmernden Knochenschädel mit den leeren Augenhöhlen, in denen trotzdem ein gefährliches, unheimliches Leben steckte.

Es war also nicht verschwunden, sondern hatte sich nach wie vor auf dem Schiff aufgehalten.

Noch ein Gegner mehr!

Wollte Kalifato dem Skelett den Triumph überlassen, mich zu besiegen? Alles deutete darauf hin, doch ich verfiel einem großen

Irrtum. Kalifato verfolgte völlig andere Pläne. Denn nun holte das Skelett seinen letzten Trumpf hervor.

Es bückte sich, wobei ich für einen Moment das Gefühl hatte, es würde verschwinden. Als ich schon vorlief und mein rechter Fuß bereits im Wasser stand, da erschien es wieder.

Aber nicht allein.

Es hielt einen Menschen fest. Dabei hatte es seinen rechten Knochenarm um die Hüfte des Mannes geklammert, der bewegungslos in seinem Griff hing.

Ich kannte den Mann.

Es war Suko.

Und verdammt, Freunde, er sah wieder völlig normal aus!

***

Mit dieser Überraschung hätte ich nicht gerechnet. So wie Kalifato die Magie gebracht hatte, so konnte er sie auch wieder nehmen. Er war so mächtig.

Mich hatte dieses Bild durcheinandergebracht. Ich war so perplex, daß ich sogar zu atmen vergaß und mir ein kalter Schauer über den Körper rann.

In die erste Freude allerdings mischte sich der große Zweifel. Was hatte das Skelett mit meinem Partner vor? Weshalb sah Suko wieder so normal aus? Das hatte Kalifato sicherlich nicht aus reiner Menschenfreude getan, dahinter steckte etwas, ein Motiv, ein gefährlicher Plan, denn soweit kannte ich ihn inzwischen.

Bisher hatte noch niemand ein Wort gesprochen. Weder das Skelett, noch ich. Und am Himmel stand unbeweglich das gewaltige Gesicht des Dämons Kalifato, der auf alles hinabschaute und unser Handeln genau beobachtete.

Suko konnte sich nicht rühren. Er hing im Griff des Knöchernen wie eine Puppe, und als sich der Schädel des blauen Skeletts bewegte, da wußte ich, daß der Knöcherne jetzt seine Bedingungen stellen wollte.

»Ich habe deinen Freund in meiner Gewalt, John Sinclair«, sagte er. »Und er wird in meiner Gewalt bleiben und wieder ein Veränderter werden.«

»Was soll das alles?« fragte ich. »Aus welchem Grunde treibt ihr dieses Spielchen?«

»Wir wollen dich.«

»Bitte, ich bin hier.«

Da lachte das Skelett auf. »Ja, das sehe ich, aber wir wollen dich anders. Du sollst freiwillig kommen. Ich gebe dir eine Chance, deinen Freund zu retten.«

»Indem ich auf das Schiff komme?«

»Ja.«

Ich zögerte keine Sekunde, sondern stimmte zu. »All right, Fährmann, ich komme.«
»Moment noch!« donnerte mir das Skelett entgegen, »aber waffenlos mußt du sein!«
Das also war der Trick bei der Sache. Ich hatte es geahnt. Die Gegenseite wollte mich reinlegen, und sie hatte da ein verflucht gutes Druckmittel in der Hand.
Suko!
»Du kannst es auch sein lassen«, sagte der Knöcherne mit hämisch klingender Stimme, »dann hat es deinen Freund gegeben.«
Der Hund bluffte nicht, davon war ich fest überzeugt. Und ich stimmte zu.
»Dann weg mit den Waffen!« forderte mich das blaue Skelett noch einmal mit scharfer Stimme auf.
Was blieb mir anderes übrig, wenn ich das Leben meines Freundes retten wollte? Wobei es überhaupt eine Frage war, ob ich es schaffte, denn ich glaubte nicht, daß mein Gegner ihn und mich freilassen würde, wenn wir uns einmal auf dem Schiff befanden.
Das Kreuz, die Beretta, der Dolch und der Bumerang. All diese Dinge legte ich der Reihe nach ab und schaute für einen Moment auf meine treuen Begleiter.
Das Kreuz hatte eine Aura bekommen. Sie strahlte dort, wo auch die vier Buchstaben der Erzengel eingraviert waren. Hier konzentrierte sich die Kraft.
Auch das Skelett hatte mitbekommen, wie ich meine Waffen ablegte. Es lachte. »So ist es richtig, John Sinclair. So und nicht anders. Sollte ich noch eine Waffe bei dir finden, wirst du zerrissen!«
»Ich habe keine mehr.«
»Dann ist es gut!«
»Soll ich rüberschwimmen?«
»Ja.«
Ich holte noch einmal tief Luft und stieg in das Wasser des unheimlich wirkenden Sees…

***

Mittlerweile machte mir es schon nichts mehr aus, in den See zu tauchen. Man gewöhnt sich eben an alles. Die Kleidung war sowieso noch feucht. Nun wurde sie eben naß.
Hinter uns lag ein deprimierender Fall. Wir hatten es mit Gegnern zu tun, die uns über waren, die ihre Bedingungen diktieren konnten und es auch taten.
Ich beeilte mich nicht einmal sonderlich, denn ich wußte, daß ich meinem Verderben entgegenschwamm und dem Freund wohl kaum helfen konnte. Ich tat es eigentlich nur, um mein Gewissen zu

beruhigen.

Es liefen kaum noch Wellen gegen mich an. Glatt lag die Oberfläche des Sees vor mir.

Sehr schnell hatte ich das Schiff erreicht und entdeckte auch das Tau, das außen an der Bordwand nach unten hing. Ich umklammerte es und zog mich daran hoch.

Mit ein paar Griffen hatte ich es hinter mich gebracht, so daß ich an Bord klettern konnte. Naß wie ein ertränkter Hund stand ich auf den Planken. Das Wasser lief an mir herab. Es tropfte aus meiner Kleidung und bildete Lachen.

Nach rechts mußte ich mich drehen, um das Skelett anschauen zu können. Es hatte seinen Standort nicht verändert, und es hielt nach wie vor Suko fest.

Als ich den Knöchernen allerdings anstarrte, ließ er den Chinesen los, der dumpf auf die Planken fiel.

Ich hatte vom Ufer her nicht erkennen können, was mit Suko geschehen war. Er konnte bewußtlos, aber auch tot sein. Selbst aus dieser Entfernung konnte ich da keine genaue Antwort geben.

Nur seine Haut zeigte wieder die völlig normale Farbe. Wahrscheinlich hatte man mich da locken wollen, und es war dem Skelett auch gelungen.

»Was willst du also?« fragte ich den Knöchernen, der einmal den Schlüssel zur Leichenstadt bewacht hatte.

»Dich und ihn!«

»Gut, du hast uns beide. Und jetzt?« Nach dieser Frage schielte ich zum Himmel hoch, wo noch immer finster und drohend das Gesicht des Urzeit-Dämons stand.

»Erst wirst du die Rache der Großen Alten kennenlernen. Sie haben dich erkannt, John Sinclair, sie wissen von dir, allein durch Izzi haben sie erfahren, wer du bist. Izzi hatte es ihnen gesagt und Belphégor ebenfalls.«

»Belphégor?« echote ich.

»Genau der.«

»Lebt er denn?«

»Und wie.« Das blaue Skelett lachte. »Er und Izzi haben sich verbündet. Sie sind zu Partnern geworden, aber das wirst du alles nicht erleben.«

Den letzten Satz hörte ich gar nicht. Ich dachte nur an Belphégor, den Dämon mit den schrecklich kalten Augen. Erbarmungslos war sein Blick, und er besaß noch ein Markenzeichen. Die Flammenpeitsche. Schon zweimal war ich gegen ihn angetreten. Beim letzten Mal hatte ich geglaubt, einen großen Sieg zu erringen. Belphégor war in die Mikrowelt geschleudert worden, und ich rechnete stark damit, daß er für alle Zeiten ausgeschaltet worden war.

Leider eine Täuschung, denn ich glaubte den Worten des Knöchernen. Er hatte es nicht nötig, noch einen Bluff abzufahren. Nein, das brauchte er nicht.

Und was er mir da eröffnet hatte, waren schlimme Perspektiven.

Die Großen Alten hatten die Dämonen aufgefangen, die ich glaubte, besiegt zu haben.

Ein schlimmer Irrtum meinerseits.

Dieses Skelett hatte sich zu einem Gegner entwickelt, den ich kaum besiegen konnte, weil ein anderer hinter ihm stand. Kalifato wußte genau, welchen Plan er verfolgte, und er würde eingreifen, um die letzte Entscheidung zu treffen.

Mein Blick traf den auf den Planken liegenden Suko. Er war auf die Seite gerollt, seine Jacke stand offen, und ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen, denn ich sah die beiden Waffen.

Einmal die Dämonenpeitsche und auch seinen von Buddha geerbten Stab, mit dem man die Zeit für fünf Sekunden anhalten konnte.

Waren die anderen ihrer Sache so sicher?

Ich spannte unwillkürlich meine Muskeln. Plötzlich standen meine Chancen gar nicht so schlecht, allerdings ließ ich Kalifato aus dem Spiel, an ihn wollte ich nicht mehr denken, ich konzentrierte mich nur auf das Skelett, denn es bildete die unmittelbare Gefahr.

Und es wollte mich vernichten.

Bevor ich mich versah, hatte es sich schon in Bewegung gesetzt und kam auf mich zu…

***

Bisher hatte ich es nur relativ langsam erlebt, doch nun bewies es mir das Gegenteil. Es konnte schnell sein, fast wie ein Mensch, nur daß seine bleichen Knochen auf den Planken des Schiffes hohl klingende Geräusche hinterließen.

Ich rannte nicht weg, wich auch nicht aus, sondern griff den Knöchernen an.

Mit der Faust schlug ich zu, traf auch, und als ich es berührte, befürchtete ich, wahnsinnig zu werden. Der Knöcherne schien unter Strom zu stehen, ein gewaltiger Schmerz zog durch meinen Arm, fraß sich hoch bis zur Schulter, ich krümmte mich, fiel zu Boden und überrollte mich dort, wobei ich mehrmals aufstöhnte und auch das Lachen meines Gegners hörte. Das blaue Skelett brauchte keine Waffe. Es war selbst Waffe genug, wie ich festgestellt hatte.

Ich rollte mich über das Deck, während mir mein rechter Arm überhaupt nicht gehorchte, sondern hin- und herzuckte. Weit hatte ich den Mund aufgerissen, holte pfeifend Luft und wurde erst von der Bordwand gestoppt.

Trotz der Schmerzen überwog die Angst vor dem Unheimlichen.

Ich hatte das Mädchen Karen gesehen, wie es sich verwandelte, nachdem es mit dem Skelett zusammengetroffen war, und ich befürchtete, daß mir – jetzt wo ich waffenlos war –, das gleiche geschehen würde.

Deshalb schaute ich auf meine rechte Hand, und ich glaubte, ein feines blaues Leuchten auf der Haut zu sehen. Darum konnte ich mich nicht kümmern, mußte es hinnehmen und versuchen zu retten, was noch zu retten war.

Noch lag ich auf den Planken, sah das Skelett, das mich zielstrebig ansteuerte, um mich zu vernichten.

Allerdings war der Weg zu Suko frei. Den Freund mußte ich erreichen und durfte mich auf keinen Fall von dem Knöchernen in die Enge drängen lassen.

Der Chinese lag links von mir. Das Skelett kam schräg und auch von der linken Seite auf mich zu, es deckte praktisch meinen Weg zu Suko. Also mußte ich es täuschen. Mit einem Ruck war ich auf den Beinen, ich kümmerte mich nicht mehr um meinen Arm, sondern täuschte einen Weg nach rechts vor, den auch das Skelett einschlagen wollte, denn ich sah, wie es sich in diese Richtung wandte.

Blitzschnell stoppte ich ab, drehte meinen Körper nach links, hetzte auf Suko zu und schaffte es, dicht vor den zugreifenden Knochen entlangzuwischen.

Die Hände griffen ins Leere, ich hatte freie Bahn, stürzte mich neben Suko zu Boden, riß den Stab aus seinem Gürtel und schrie das Wort, das alles ändern sollte. *»Topar!«*

***

Auf dem Rücken lag ich, hatte beide Hände fest um den Stab geklammert, mein Gesicht war verzerrt, ich bebte innerlich und hoffte, daß ich es schaffte.

Ja, ich packte es.

Die Magie des Stabes, sie hatte sich in der letzten Zeit wieder aufladen können, reichte aus, um meine Umgebung zu verändern.

Das Skelett erstarrte.

Auf einmal konnte es sich nicht mehr bewegen, war ein zu Stein gewordenes Monstrum, das den linken Arm vorgestreckt hielt und den rechten leicht angewinkelt.

Fünf Sekunden nur.

Eine Zeit, die alles entscheiden mußte.

Ich steckte den Stab wieder weg und packte dafür eine andere Waffe, die ebenfalls Suko gehörte.

Es war die Dämonenpeitsche!

Mit ihr konnte und würde ich einen Sieg erringen. Dieses verdammte Skelett sollte keinen mehr in Gefahr bringen. Blitzschnell schlug ich

den Kreis. Die drei Riemen fielen aus der Öffnung. Ein seltsames Leder, das aus der Haut des Herrn der roten Hölle bestand, eines ebenfalls gefährlichen Dämons, den Myxin, der kleine Magier, vor einiger Zeit besiegt hatte.

Ich konnte das Skelett nicht töten, während die fünf Sekunden noch liefen. Hätte ich das getan, wäre die Magie meiner Waffe aufgehoben worden.

Aber ich stand vor dem Knöchernen, den Arm zum Schlag erhoben und wartete darauf, daß die Zeit um war.

Vorbei!

Das Skelett bewegte sich wieder. Es war wie in dem berühmten Märchen Dornröschen. Die Personen, die 100 Jahre geschlafen hatten, nahmen dort die gleichen Tätigkeiten wieder auf, die sie vor dem Schlaf ausführten.

So auch der Knöcherne.

Er streckte seinen Arm vor, wollte mich greifen, ich ließ den Arm nach unten sausen, der Treffer schüttelte ihn durch, das Skelett wurde zurückgeschleudert, und ich hörte sogar das Klappern seiner Knochen, als diese heftig gegeneinanderschlugen.

Mein Gegner taumelte zurück. Plötzlich bekam er einen Schwächeanfall, ich bekam mit, wie er in den Knien einsackte und nicht mehr an einen Widerstand dachte.

Abermals drosch ich zu.

Es war ein gewaltiger Hieb mit dem linken Arm. Ich hatte all die Wut, den Zorn und den Haß hineingelegt, den ich spürte, und die drei Riemen fegten tatsächlich den Schädel des Knöchernen zur Seite. Er dröhnte auf die Planken, rollte weiter und wurde erst von der Bordwand gestoppt.

Das war's.

Mein Arm sank nach unten. Schweratmend stand ich vor meinem erledigten Gegner, der sich langsam auflöste, wobei bläulich schimmernder Staub zurückblieb.

Dann drehte ich mich um.

Zuerst traf mein Blick den Himmel, wo ich das Gesicht des gewaltigen Dämons gesehen hatte.

Es war noch immer vorhanden, aber ich mußte schon genau hinschauen, um es zu erkennen. Nur ein blasser Schemen war dort zu sehen, und es zog sich immer mehr zurück, bis es völlig verschwunden war. Für mich war dies ein Rätsel, wo Kalifato doch die Kraft hatte, um mich zu zerstören, gerade jetzt, da ich mein Kreuz nicht mehr trug.

Wieso verschwand er?

Den Grund sah ich sehr bald. Es war der Eiserne Engel. Als Punkt schwebte er hoch über mir am Firmament, und ich hatte das Gefühl,

als würde er mir mit seinem gezückten Schwert einen Gruß zusenden. Dann hörte ich auch seine Stimme.

Aus weiter Ferne erreichte sie meine Ohren, war aber in der Stille zu verstehen.

»Die Götter haben mir die Kraft gegeben«, vernahm ich. »Die Magie meines Schwertes hat Kalifato zurückgeschlagen. Frag mich nicht danach, wie ich es geschafft habe. Du wirst es irgendwann einmal selbst erleben, aber es geht. Wir haben den ersten Angriff der Großen Alten gestoppt. Lebe wohl, John Sinclair…«

Es waren seine letzten Worte, dann verschwand er und ließ einen ziemlich ratlosen Geisterjäger zurück.

Mein Gott, wie wenig wußte ich noch. Welche Geheimnisse umgaben all die Welten, das Kreuz, meine Helfer, die Dämonen, die guten und die bösen Mächte.

Ich wußte es nicht, vielleicht würde ich es nie erfahren oder auch nur einen Teil.

Es war müßig, sich darüber Gedanken zu machen, denn dieser Fall war abgeschlossen, allerdings mehr als unbefriedigend, denn ich brauchte nur über Bord zu blicken und das leere Dorf zu sehen.

Darkwater war entvölkert worden durch die ungeheure Grausamkeit eines Dämons aus der Urzeit.

Was mit den Menschen geschehen war, das konnte ich nicht sagen. Ich wußte es nicht. Sie waren irgendwo in der Leichenstadt verschollen. Als Lebende, als Tote, ich hatte keine Ahnung. Es blieben zu viele Rätsel zurück.

Neben Suko kniete ich mich nieder. Ich sah in das bewegungslose Gesicht des Chinesen. Kein Muskel zuckte darin, es wirkte wie eine glatte Fläche. Die Magie des Knöchernen war nicht auf ihn übergegangen. Seine Haut besaß keinen blauen Schimmer, ebensowenig die meine.

Aber er lebte. Ich stellte dies fest, als ich nach seinem Puls fühlte.

Mit Wasser, das ich in sein Gesicht spritzte, brachte ich ihn wieder zu sich.

Suko konnte sich an nichts erinnern. Er stellte Fragen, die ich ihm ziemlich einsilbig beantwortete, denn auch ich stand noch immer unter dem Druck der Ereignisse.

Als er sich erkundigte, ob wir es geschafft hatten, da hob ich nur die Schultern. Irgendwann gingen wir an Land, wo ich auch meine Waffen wieder an mich nahm. Zu Fuß kehrten wir zurück in den schweigenden, ausgestorbenen Ort.

Auf der Hauptstraße stand eine einsame Gestalt. Ein kleines Mädchen, das sich in der Kirche befunden hatte, als das Unheil über Darkwater zusammenbrach. Ich hatte dem Kind versprochen, seine Eltern zurückzuholen. Dieses Versprechen hatte ich nicht halten

können. Und das mußte ich der Kleinen erst einmal erklären.

Wahrscheinlich lief es darauf hinaus, daß wir sie vorläufig in einem Heim unterbrachten, wobei ich hoffte, daß ich die Menschen irgendwie einmal zurückholen konnte.

Wann das sein würde, das stand in den Sternen…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 221 »Der Todessee«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 204 »Horror-Rock«
[3]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 001 »Angst über London«
[4]Siehe John Sinclair Nr. 2 »Die Totenkopf-Insel«
[5]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 005 »Alptraum in Atlantis«